

Helv.  
356 m



Helv.  
356 m

Günther











Bilder aus der  
**Kulturgeschichte**  
der Schweiz

VON

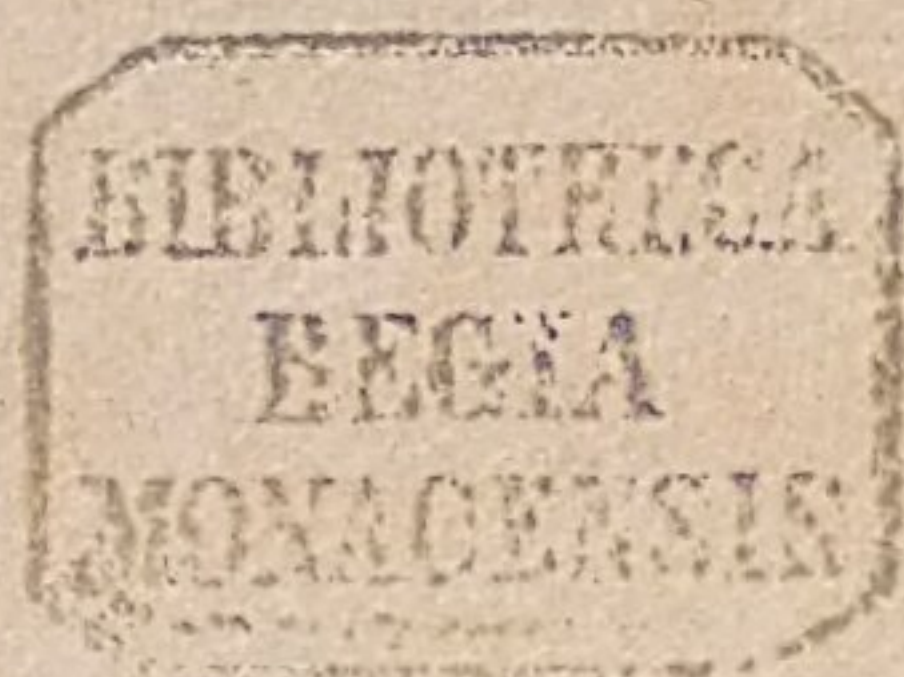
Reinhold Günther.



Th. Schröter  
Zürich und Leipzig  
1896.

1912









Bilder

aus der

Kulturgeschichte der Schweiz.





Druck von A. Eichenberger, Schanzengraben, Bülrich.



Bilder

aus der

Kulturgegeschichte der Schweiz

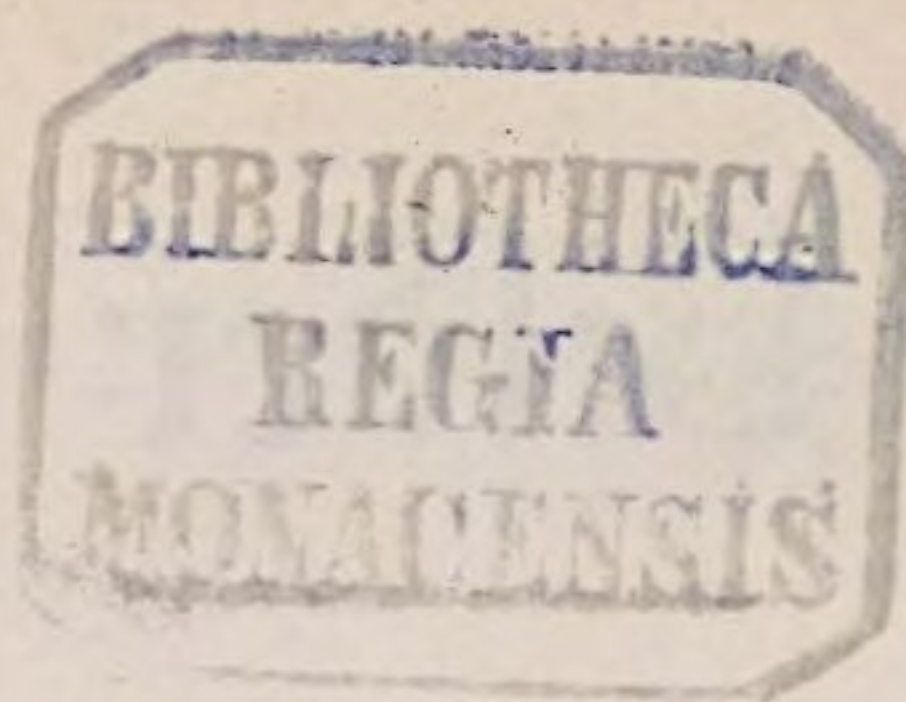
von

Reinhold Günther.



Th. Schröter  
Zürich und Leipzig  
1896.





## Inhalts = Verzeichnis.

---

| Vorwort.                                                    | Seite |
|-------------------------------------------------------------|-------|
| I. Die Küche des Pfahlbauers . . . . .                      | 3     |
| II. Rom in Helvetien . . . . .                              | 7     |
| III. Bauer und Bürger . . . . .                             | 12    |
| IV. Ritterliche Wohnungen zur Stauferzeit . . . . .         | 18    |
| V. Das Kriegswesen der alten Eidgenossen . . . . .          | 27    |
| VI. Bürgerliche Wohnungen im Zeitalter der Renaissance      | 41    |
| VII. Ein Räuberhauptmann des XVI. Jahrhunderts . . . . .    | 48    |
| VIII. Die Städte und ihre bauliche Entwicklung . . . . .    | 51    |
| IX. Das Reisen in der Schweiz . . . . .                     | 60    |
| X. Alte Zeitungen . . . . .                                 | 75    |
| XI. Bildliche Darstellungen der Schweizerischen Renaissance | 94    |
| XII. Heiteres aus den Tagsatzungs-Abschieden . . . . .      | 106   |

---



## Vorwort.

---

Es ist der neuen Geschichtsschreibung vorbehalten geblieben die Kultur der Vorfahren zu ermessen und daraus ein scharfes Bild ihres privaten Seins und ihres inneren Werdens als Volk zu gestalten.

Der Deutsche besitzt eine gute Zahl von Schilderungen vergangener Tage und es mag auffallen, daß hier ein Büchlein mit Kulturbildern aus der Schweiz vorliegt, die doch in den großen Prachtwerken ebenfalls ihre Berücksichtigung fand. Aber die schweizerische Eigenart in der Gestaltung des bürgerlichen wie des politischen Lebens ist dort jeweilen ein wenig zu kurz gekommen und so durfte es wohl gewagt werden, auch ihr einmal eine besondere Beachtung zu schenken.

Aus dem überreich vorhandenen Stoff konnten nur einzelne Abschnitte und diese auch nur in engbegrenzter Form ausgewählt werden. Im weiteren ward das Augenmerk vorzüglich auf die älteren Partien der schweizerischen Kulturgeschichte gerichtet — in der Hoffnung, daß es dem Verfasser ermöglicht werde, dieser Reihe von Bildern eine zweite Sammlung folgen lassen zu dürfen.

Möge das Werklein eine freundliche Aufnahme finden.

---









## I.

### Die Küche des Pfahlbauers.

Wenngleich verschiedene Reisende, die freilich wenig Glauben bei den Männern der Wissenschaft finden, behaupten, daß einzelne der größeren Affenarten es verstehen, Feuer zu entzünden, so gehen sie doch nicht so weit, auch zu erzählen, wie die Bierhänder braten und kochen. „Der Mensch ist“, wie der Frische Anthropologe Graves sagt, „das einzige Lebewesen, welches seine Speise zu kochen weiß.“

Der vorgeschichtliche Mensch verstand die Umwandlung der rohen Nahrung durch die Einwirkung des Feuers so weit wir nur seine Existenz zurück verfolgen können. Jedenfalls briet er aber erst das Fleisch der von ihm erlegten Tiere und hierauf wohl manches Jahrtausend später lernte er erst das Gesottene kennen. Die zur Zeit auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völker der Erde, die Botokuden in den Bergwäldern Brasiliens und die Feuerländer braten wohl das Fleisch, aber sie kochen es nicht, weil ihnen die Hafnerkunst noch fremd ist, und die ebenfalls sehr zurückgebliebenen Neuseeländer besitzen die Kochtöpfe nur durch ihre Beziehungen zu den europäischen Einwanderern.

In der ältesten Steinzeit, der ersten von uns genauer gekannten Periode unseres Erdteils, die jedenfalls vom „grauen Altertume“ bis zum neunten und achten Jahrtausend etwa vor unserer Zeitrechnung hinabreicht, in dieser sogenannten „paleolithischen Epoche“ ist der Mensch nur Jäger und Fischer. Die tierische Beute aber ward nicht roh, sondern gebraten genossen. Wie das Feuer für diesen und andere Zwecke entzündet worden, ist schwer zu sagen. Möglich, daß in allerfrühester Zeit der Blitz, das himmlische Feuer — man denke nur an die Prometheus-Sage der Griechen — dem Menschen diese köstliche Gabe zu seiner kulturellen Fortentwicklung lieferte. Später, als der der Sprache mächtige und aufrecht gehende, in rohe Tierfelle gekleidete, aber dennoch gewiß stark behaarte Höhlenbewohner die Kunst erlernte, durch Reiben oder Bohren verschiedener Holzstäbe oder auch wohl durch Aneinanderschlagen von



Feuersteinen die Flamme zu erzeugen, war er schon in seiner Art ein Meister. Die ältesten Ansassen der bekannten Höhle des „Schweizerbildes“ bei Schaffhausen, die in den Jahrtausenden lebten, da die Gletscher der Alpen noch weit hineinragten in die Hochebene und da das Rentier, der Bilschaf, der Ur, der Wolf, der Höhlenbär, der Eisfuchs und andere, jetzt lediglich im hohen Norden vorkommenden Vierfüßer in der Schweiz sich tummelten, kannten schon die Eigenschaften des Feuersteins. Gefäße dagegen, auch in rohester Form, haben sie schwerlich besessen. Sie rösteten das Fleisch in der Nische des auf einer Steinplatte entzündeten Feuers und um einen langen Zeitraum später mögen sie auch Wasser dadurch zum Kochen gebracht haben, daß sie es in gedichtete Gruben goßen und glühende Steine hineinwarfen.

Der Urmensch genoß vorzugsweise Fleisch! Er jagte das Rentier, das Urpferd, den Urstier, den Riesenhirsch, den Höhlenlöwen, den Höhlenbär, das Rhinoceros, die Höhlenhyäne, den Wolf, das Torfschwein, den Luchs, den Steinbock, die Wildente, das Brühuhn, den Singschwan, die Schneegans, die Krähe u. a. m. Besonders beliebten seinem Geschmack das Rentier und das Pferd, welch' Letzteres ja auch noch die Germanen der geschichtlichen Zeit gern genossen. Das Zerlegen des Tieres, das Ausweiden zc. geschah mittelst der Feuersteinmesser, sein Blut, wie das Mark der Knochen galt gewiß als höchste Delikatesse und wurden warm genossen. Um die größeren Beine zu zermalmen, dienten Steinhämmer und die Unterkiefer des gewaltigen Höhlenbären. Die Finger benutzte er als Gabel — welche im Haushalte der Menschen ja überhaupt erst seit kaum vier Jahrhunderten heimisch ist — die hohle Hand als Becher und Löffel. Mit der Zukost stand es gar schlecht. Magere Kräuter, Holzäpfel, Eicheln, wilde Beeren und selbst der halbverdaute Inhalt der Magen der Pflanzenfresser durfte der Mensch der früheren Steinzeit nicht verschmähen, wollte er überhaupt etwas derartiges genießen, und an Süßigkeiten war ihm nur der wilde Honig gewährt.

In der Periode der späteren Steinzeit („neolithische Periode“) die ungefähr 1500 bis 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung endete und an die sich die Epoche der Bronze-Werkzeuge anschloß, lebten die eigentlichen Pfahlbauer, deren Wohnungsanlagen wir eben so gut kennen, wie alle übrigen Bedingungen ihrer Kultur. Sie waren auch in Bezug auf die Verhältnisse der Küche ungleich weiter fortgeschritten wie die paläolithischen Europäer. Durch die „Arier“, welche aus Asien langsam eingewandert waren und die



keltischen Urbewohner unseres Erdteils gar viele wichtige Neuerungen gelehrt hatten, kam auch der Bau von Feldfrüchten allgemein in Aufschwung. Weizen und Gerste, die zwei- und vierzeilig ist, Lein- wie Oelsamen, Hirse, Hafer zc. sind vielfach verkohlt in den Pfahlbauten-Ortschaften gefunden worden. Das Getreide, das mit Steinsicheln geschnitten ward, — denn man verstand jetzt schon die Messer zu schleifen, erfuhr nach einer gehörigen Säuberung vom Unkraute die Umwandlung in Mehl. Die Hände der Frauen quetschten die Körner — wir wissen dies auch aus alten Berichten aus Griechenland, z. B. aus den Dichtungen des Homer — auf steinernen, Mörsern ähnlichen Handmühlen und bucken dann runde, flache, mit Leinsamen bestreute Schwarzbrotbuckchen. Dazu gab es Fleischsuppen, denn der Pfahlbauten-Bewohner hatte Töpfe und Herdanlagen, Braten und vor Allem Fisch. Die Seen lieferten den köstlichen Lachs, die zarte Forelle, den Hecht, den Aal u. s. w. in reichlicher Fülle und für die Jagd stand dem Menschen von nun ab das treueste Haustier, der beste Freund, der Hund zur Seite.

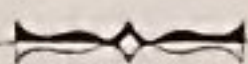
Als Zukost gewährte der Speisezettel des Pfahlbauten-Bewohners schon die mannigfachste Abwechslung. Für die rauhere Jahreszeit hatte er Bohnen und Linsen, für den Sommer das Obst, wie Holzapfel, Birnen, Vogelkirschen, Pflaumen, Heidel-, Hollunder-, Preisel- und Brombeeren, Schlehen. Freilich alle diese Fruchtarten, auch die Hülsenfrüchte waren entsprechend der noch nicht so weit vorgeschrittenen Kenntnis einer zweckmäßigen Kultur um vieles kleiner als in unseren Tagen. An Gewürzen war nur der Kümmel und das Salz bekannt. Obgleich der Mensch damals schon die Milch der Kühe und Ziegen seiner Haustiere — unter denen wir ferner noch das Schaf, das Schwein, das Pferd, aber nicht das Huhn und die Kaze kennen — gern trank, so verstand er doch nicht die Umwandlung derselben in Butter und Käse. Von dem Wildpret, das wir auch heute noch erjagen und genießen, aß er nur nicht den Hasen, was wohl aus einer religiösen Verehrung — wer kennt nicht den Osterhasen? — zu erklären ist. Als Fette zum Schmackhaftmachen der Speisen mußten der Aidel, neben dem Flachssamenöl, dem Mohn und dem Leinöl dienen; des Olivenöl ist sicher bekannt gewesen, aber nur auf dem Handelswege aus der Provence nach dem Norden gelangt.

Das Gleiche gilt von dem Weine, soweit es die frühere Zeit betrifft, und die wirkliche Kultur der Rebe haben in unseren Gegenden wohl erst die Römer im Beginne der jetzigen Epoche



eingeführt, nachdem sie in Ober-Italien seit dem Uebergange von der neolithischen zur Bronze-Periode gepflegt worden. Dagegen kannten die Bewohner unserer Seeufer während der Steinzeit das Gerstenbier, dem wir noch heute im Norden Deutschlands und in Scandinavien vielfach begegnen.

Noch eins zum Schlusse dieses Aufsatzes. Der Europäer jener Periode lebte wie wir Kulturmenschen von gemischter Kost — ein vollgültiger Beweis, daß diese die natürlichste Nahrung für unsere Breiten bildet. Mag der Bewohner der Tropen an den Vegetabilien sich sättigen, wir bleiben bei dem Speisezettel, dessen Grundlagen schon unsere Vorfahren in längst vergangenen Jahrtausenden feststellten.







## II.

### Rom in Helvetien.

---

Wir wissen viel von der Kultur der ältesten Bewohner Helvetiens und eine eigene Wissenschaft ist entstanden, seit Dr. F. Keller von Zürich die ersten diesbezüglichen Untersuchungen veranstaltete, aber über ihre Stammesangehörigkeit wissen wir nichts.

Sie hausten vorzugsweise in den damals gewiß bis an die Ufer der Seebecken hinab bewaldeten Thäler und ihre Wohnstätten schützten sie vor den Feinden in der Tierwelt dadurch, daß sie die Holzhütten auf Pfähle etwas entfernt vom festen Lande in den Wasserspiegel setzten. Mit einfachen Werkzeugen und Waffen von Stein, Knochen, Bronze und schließlich aus Eisen bebauten sie das Land, kämpften sie gegen die Tiere und begannen sie die ersten unbeholfenen Versuche im Handwerke. Immerhin stand ihre kulturelle Entwicklung schon ziemlich hoch, selbst der Anfang von Handelsverbindungen, welche über die Alpen nach Italien hinein sich zogen, sind nachzuweisen.

Etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts vor Christi, wanderte ein kriegerisches Volk arischen Stammes aus dem Osten in Mittel-Europa ein, das bald genug alle bisherigen Besitzer jener Gebiete verdrängte. Das waren unsere Vorfahren, die Germanen, welche übrigens wohl schon damals in mehrere von einander getrennte Familien zerfielen. Die zunächst zur Auswanderung gezwungenen keltischen Gallier nahmen nun vom eigentlichen Helvetien Besitz, das rauhe Gebirgsland Rhätien den Tuskern überlassend. Nun saßen im Norden der Hochebene die Rauraker, an den Ufern des Rheins und bis in den heutigen Aargau hinein zogen sich ihre Wohnstätten. In der Westschweiz begegnete man den Kelten, welche sich als Helveter bezeichneten, in Wallis und



um den Genfer See hausten die Nautuaten, die Seduner, Verager und andere im Einzelnen wie im Ganzen wohl nicht allzu zahlreiche Völkerstämme.

Die Helveter (oder Helvetier) excellierten wie alle Celten vornehmlich in den landwirtschaftlichen Betrieben. Sie waren also sesshafte und friedliche Leute und mit einer verhältnismäßig hohen Kultur begabt. Das schloß jedoch die kriegerische Tüchtigkeit nicht aus, welche die kolonisationsfüchtigen Römer später zu ihrem Schaden wohl schätzen lernten. Es ist ganz sicher, daß die Helveter bereits eine größere Anzahl Ortschaften besaßen — ihre wichtigste oder wenigstens den Römern bekannteste Stadt war wohl Genf. Der Handelsverkehr dürfte unter solchen Umständen nicht ganz unansehnlich gewesen sein; von Künsten und Wissenschaften sind wenige Reste erhalten geblieben. Auch über die eigentümliche Naturreligion der alten Celten, welche wir nach den Priestern als die „druidische“ bezeichnen, sind nur ganz allgemeine Andeutungen zu geben möglich.

Gegen Ausgang des zweiten Jahrhunderts v. Ch. traten die Helveter, wahrscheinlich durch die Waffengewalt gezwungen, in ein enges Bündnis mit den von Norden her einwandernden Cimbren. Die rauhen Gesellen brachen von 110 bis 102 v. Ch. zu wiederholten Malen in die Provincia narbonensis, das heutige Südfrankreich ein und im Jahr 107 schlug Divico der junge Führer der Tiguriner — eines der vier helvetischen Stämme, dessen Wohnsitze im heutigen Nechtlande lagen — den Consul Cassius im Gebiete der Garonne.

Der immer stürmischer werdende Andrang der Germanen, oder vielmehr eines ihrer Stämme, der wilden Sueven und wohl auch die wachsende Volkszahl ließen den Plan entstehen, daß ein Teil der Helveter gut thue, sich im südlichen Gallien neue bequeme Wohnsitze zu suchen. Als Führer der Auswanderer, welche 345,000 Köpfe, darunter 92,000 Bewaffnete zählten, nennt Cäsar den edlen Orgetorix. Der Exodus fand im Jahre 58 vor unserer Zeitrechnung statt; angeblich wurden vorher zwölf Städte und bei vierhundert Dörfer zerstört; seine Richtung wendete sich gegen Genf und den Jura hin.

Es war eben um die Zeit, da C. J. Cäsar als Prokonsul in Gallien herrschte und sich mit Colonisationsplänen trug. Seine ausführlichen Berichte über die folgenden Ereignisse sind uns erhalten geblieben, sie verraten deutlich die Freude, welche er, der



schlaue Diplomat und geschickte Kriegermann über das täpische Benehmen der Barbaren empfand.

Genug, mit diesen Kämpfen, in welchen die Celten kläglich ihre Selbständigkeit einbüßten, beginnt die Geschichte des Römischen Helvetiens, sie umfaßt einen Zeitraum von etwa vier Jahrhunderten.

Cäsar selbst hatte sich damit begnügen müssen, am Westufer des Genfersees die Colonia Julia Equestris (Noviodunum=Nyon) zu gründen, aber bereits im Jahre 15 v. Ch. war Helvetien eine Römische Provinz, die verhältnismäßig dicht besiedelt, ein ansehnliches Straßennetz besaß.

So führte von Coira (Chur) nach Brigantium (Bregenz) Arbor Felix (Arbon) über ad Fines (Pfyn) nach Vindonissa (Windisch) und Augusta Rauracorum (Basel-Augst) sowie weiter ins Rheinthäl hinab ein schon um 31 n. Ch. sehr befahrener Heerweg, dem um 69 n. Ch. die Transversale folgte. Diese zog vom Mons Poënius (St. Bernhard) nach Octodorum (Martigny) Viviscus (Vevey) nach Minnodurum (Moudon) zum Centralpunkte der Provinzial-Verwaltung, dem ansehnlichen Aventicum (Avenches) und von hier aus weiter über Solodurum (Solothurn) einerseits nach Augusta Rauracorum, anderseits nach Vindonissa, Aquæ (Baden i. A.), Turicum (Zürich), in's Thal der Seez. Die Orte Quinten und Quarten haben freilich nichts mit den alten Römern zu thun; sie sind vielmehr ursprünglich klastisch bezeichnete Meierhöfe geistlichen Besitzes.

Helvetien war eine Militärprovinz. Die Römische Politik: Divide et impera (Teile und herrsche) feierte auch hier ihre höchsten Triumphe. Der Nationalitätenhaß zwischen den Germanen und Celten ward von Rom in der Weise ausgenutzt, daß die Helveter eine Art von Militärgrenze bildeten und ihre Kräfte darauf verschwendeten, die üppige Weltbeherrscherin ruhig durch tausendfältige Vergnügungen taumeln zu lassen. Aber die Bewohner der Colonia Helvetia standen sich gut dabei. Die Raubzüge der Germanen wurden seltener, je mehr die Römerherrschaft sich am Niederrheine ausbreitete und Helvetien selbst, ein friedliches Ackerbau treibendes Land, genoß hervorragende Freiheiten. Nur für kurze Zeit wurde dies schöne Verhältnis getrübt, als nämlich Helvetien für Galba Partei ergriff, und von dessen Gegen-Imperator Vitellius ein Strafgericht erdulden mußte. Bald jedoch giengen auch diese trüben Tage vorüber und Aventicum erhielt sogar, eine seltene Ehre, das Römische Bürgerrecht.



Die stete Sorgfalt, welche Rom um Helvetien äußerte, erklärt sich, da wir wissen, daß in dem gesegneten Lande vorzugsweise invalide Militärs ihren Lebensabend verbrachten. Unter diesen gab es gewiß Männer von hohem Stande und stattlichem Vermögen — man denke nur an die große Pracht der Ueberreste von Villen und Bädern, welche an den verschiedensten Orten wieder aufgedeckt wurden. Die Städte Aventicum, Augusta Rauracorum und Vindonissa waren gewiß recht ansehnliche Orte, die mit unseren modernen Städten mittlerer Größe gewiß hätten rivalisieren können.

Gewissermaßen als Rahmen für den helvetischen Landsturm der Grenzwache, standen in den verschiedensten Castellen, besonders aber in Vindonissa einzelne Legionen; aus den mit ihren Initialen versehenen Ziegeln weiß man, daß es seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung besonders die XXI. Legion mit dem bezeichnenden Beinamen „Rapax“ und die XI. Legion waren, welche den Ehrentitel „Claudiana pia fidelis“ führte.

Unter der römischen Herrschaft wohl schon im zweiten Jahrhundert fand das Christenthum zum ersten Male Eingang in Helvetien. Als Glaubensboten jener Tage nennt die Legende den heiligen Urs Viktor, die sagenhafte Thebaische Legion in der Westschweiz, Felix, Regula und Eruperantius im Osten, vorzüglich aber in Zürich. Die drei zuletzt genannten Märtyrer zieren noch heute das große Siegel der Zwingli-Stadt; aber auch im Glarner Lande bei Stachelberg gedenkt ihres Wirkens ein natürliches Denkmal, der Felix- und Regula-Brunnen. In Rhätien erschien als Verkünder der neuen Lehre St. Lucius (Luzi-Kapelle ob Chur, Luzisteig zwischen Mayenfeld und Balzers); im Wallis ist es Mauritius (St. Maurice) gewesen, der den Heiden das Evangelium predigte. Das gleiche Amt übernahm im Berner-Oberland der St. Beat, der am Thunersee heute noch, wenn gleich in etwas abweichender Form verehrt wird.

Aber alle diese Kultur hatte keinen Bestand und Helvetien erlag dem Schicksal, das überhaupt das gesammte Römische Weltreich treffen sollte, dem Aufsturm des Barbarentums. Die Römische Staatskunst vermochte es in der späteren Kaiserzeit nicht mehr, ein Ansehen in Germanien zu bewahren. Dort wuchs eine neue Welt heran, die zwar in ihren inneren Verhältnissen ein vielfach geteiltes Bild darbot, nach außen jedoch einzig erschien in dem gewaltigen Hasse gegen alles Römische.



Vornehmlich gilt das für die Justiz, denn Rom hatte überall wohin es vordrang an die Stelle des Naturrechts der unterjochten Völker seine starren Banden gesetzt. Hatte sich bis dahin der Angeschuldigte selbst und vor Seinesgleichen verteidigen können, so bedurfte er nun eines Advokaten und das Urtheil sprachen ihm gleichgiltig fremde Richter in einer unverständlichen Sprache. Das größte Verbrechen, welches jemals an der Volksseele vollbracht ward, es ist die Einführung des Römischen Rechtes gewesen, von dem sich auch die mittelalterliche und neuere Justiz nicht zu bewahren wußte.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts erschien am Rheine der Völkerbund der Allemannen. Wiederholt sank der Römische Schutzwall vor ihnen in Trümmer und im Jahre 259 n. Ch. erlag sogar Aventicum ihrem Ansturme. Noch einmal rafften sich die Römer zur energischen Gegenwehr auf. So entstand um 374 n. Ch. die „königliche“ Stadt am Rhein, Basilea, als deren Gründer die Tradition den Imperator Valentinian nennt. Wohl um die gleiche Zeit wurde auch Castrum Rauracense (Kaiser-Augsst) erbaut, um die Nordgrenze besser gegen die rauhen Eindringlinge zu schützen.

Aber was für einen Nutzen haben alle Festungen, wenn ihnen die Garnisonen fehlen? — Italien selbst kam gegen Ende dieses vierten Jahrhunderts in die heftigste Bedrängnis durch das nachhaltige Vordringen der Westgothen. Die Legionen aus Germanien und Helvetien mußten zum Schutze der Heimat nach der Halbinsel abmarschieren und der eingeborne Landsturm genügte nun nicht mehr, das bestehende Verhältniß aufrecht zu erhalten.

Mit Mord und Brand erschienen die Allemannen im Norden der Colonie, deren Westen drei Jahrzehnte später durch die Burgunder besetzt ward.

Während aber die Allemannen den celtischen Helvetern ihre Sprache und ihre Sitten aufzangen, nahmen die Burgunder das romanische Wesen und Idiom der von ihnen Besiegten auf.

Von der Römischen Kultur sind der Schweiz nur geringe Reste geblieben, traurige Ruinen, die da einzig künden, daß nichts Bestand hat auf der Welt. Dennoch, zu bedauern ist es keineswegs, daß es so kam und Helvetien dem Germanentum in die Hände fiel und damit zugleich die Grundlage empfing für eine kräftige Fortpflanzung der alten Rechte und Freiheiten unserer großen Volksfamilie.





### III.

## Bauer und Bürger.

Von Anbeginn, da die germanischen Völker in den Lichtkreis der Geschichte treten, zeigt sich bei ihnen die eigentümliche strenge Scheidung in Stände. Es gibt Freie und Hörige. Letztere sind nicht gerade die rechtlosen Sklaven der Antike, als vielmehr Leibeigene ohne Ehre, ohne Besitz. Diese beiden Attribute kommen nur dem freien, waffenfähigen Manne zu, der allein mit seinen Genossen über das gesamte Grundeigentum, die Allmände (allen Männern!) verfügt. Diese Demokratie des gemeinsamen Bodenbesitzes hat sich in der Schweiz bis jetzt erhalten, ihr wiederum völlige Geltung zu verschaffen, ist der Plan der modernen „Freiland“-Anhänger.

Die gesammte Staatseinrichtung der Germanen beruhte ferner auf dem Grundsatz der Familiengenossenschaft. Die „Sippe“ (sibja) besaß ihre eigene niedere Gerichtsbarkeit, sie war aus der Notwendigkeit entstanden, die Heerden, das Besitztum der Nomaden vor Gewalt zu schützen, sie blieb dem Volke erhalten, als dieses bereits sesshaft geworden. Dieser Grundzug erhielt sich glücklicherweise für immer den deutschen Stämmen, ebenso wie der Charakterzug des ganzen Volkes eher kleine Staatswesen, die aus mehreren Familien bestehenden ursprünglichen Gaue, als große, einige Reiche zu bilden. Dieser ursprünglichen Absonderung in Gaue bleiben die so viel gespaltenen Dialekte, die verschiedenen Gebräuche und Sitten zu danken, denen wir stetsfort begegnen.

Des Deutschen Haus und Herd blieb ein Heiligtum, in welches kein Fremder ungestraft eindringen durfte. Der Vertreter des Hauses gegenüber dem Staate war der Familienvater; Frau und Kinder blieben der Öffentlichkeit entzogen, ohne daß die erstere



das niedrig stehende Muttergeschöpf geworden wäre, wie dies im alten Athen geschah. Heilig schienen dem Germanen die Bande der Ehe, doch bestraften ihre Gesetze den Bruch derselben stets härter an der Frau als am Manne.

Mehrere Gaue bildeten eine Stammesgenossenschaft, deren Tacitus und andere Römische Schriftsteller bereits eine große Anzahl kennen und von denen uns hier die Alamannen (Allemannen), d. h. die Männer des Alah, des dem Gotte Zio geweihten Heiligtums am meisten interessieren.

Sie waren von jeher ein Ackerbau treibendes Volk gewesen und da sie das reiche Helvetien eroberten, begann ihre Kultur erst sich so recht im günstigen Sinne zu äußern. Nebenbei gesagt mag die Einwanderung in die Hochebene und die Voralpen nur nach und nach erfolgt sein. Darauf deuten wenigstens die scharf abgegrenzten Dialektgruppen hin.

Die Schweizerischen Ortsnamen verraten noch zu einem guten Teil die einstige Beschäftigung der einwandernden Germanen. Man denke nur an „Rüti, Schlatt, Brand, Schwendi, Tann, Schachen, Wald, Loh u. s. w.“ Die errichteten Höfe leben fort in den Endungen „-hofen“ und „-hausen“. Die Dörfer in „-dorf“, „-heim“, „-wil und -weiler“ (Villa), die Schaffung von Wiesen in „-au“, „-feld“, „-wangen“, an Baumanpflanzungen z. B. noch „Alffoltern“ (alt Hochdeutsch apholtra = zu den Apfelbäumen).

Nebstdem waren die Allemannen ein wehrhaftes Volk und gerade in der Schweiz hat sich ja auch der uralte germanische Grundsatz der Miliz erhalten, der Verpflichtung eines jeden freien Mannes zum Kriegsdienste. Als Waffen führten die Eroberer Helvetiens den Wurffpieß, die Lanze, die Streitart, das Schwert und die Tartische (Großes Schild aus Flechtwerk mit darüber gespannten Fellen). Ursprünglich ordnete sich das Heer in der Form eines Keiles, dessen Spitze die wägstun und bravsten des Volkes bildeten. Später nahmen besonders die Allemannen, obwohl sie sonst wenig von fremden Wesen hielten, die ihnen passenden Römischen taktischen Ordnungen an. Sie hatten es bald weit genug im Studium solcher Einrichtungen ihrer offenen und geheimen Gegner gebracht. Der Allemanne Wadomar, welcher im vierten Jahrhundert lebte, galt als der geschickteste Ingenieur im Römischen Heere und vorzüglich geeignet zur schnellen Durchführung der Belagerungsarbeiten.

Die Römer wußten überhaupt diese Anstelligkeit der Barbaren zu benutzen. Sie kauften sich bei ihnen die besten Truppen



und sind also die ersten Brotgeber germanischer Reisläufer und Landsknechte geworden.

Auch im Uebrigen brachte die Bekanntschaft, welche die Germanen mit den Sitten und Bräuchen Roms machten, ihnen wenig idealen Nutzen.

Ursprünglich zerfielen die freien Männer in Gemeinfreie und Edelfreie, also in Volk und Adel. Sehr selten erscheint im Frieden ein König als Haupt der Völkerschaft; die Würde fiel wohl in den ältesten Zeiten mit der eines Herzogs, d. i. eines Führers im Kriege, zusammen. Immer war der König bis zum Beginne der Beziehungen zu den Römern ein Wahlfürst, hervorgegangen aus der Mitte der Landsgemeinde und ausgezeichnet durch das allgemeine Vertrauen. War er doch den Seinigen nicht nur der Oberfeldherr, sondern auch der höchste Richter und Priester. In späterer Zeit verstanden es einzelne schlaue Männer unter den Edelfreien auch für Friedenszeiten die Königswürde zu erlangen und in der Folge schufen sie sich durch ihr Geld und Gut einen von ihnen abhängigen Dienstadel, der natürlich sein Bestes darin suchte und fand, solchen Herren die Macht zu erhalten, sein und seiner Familie Schicksal unauflöslich mit dem ihrigen zu verknüpfen. So entstand das erbliche Königtum der Germanen.

Immer weiter und tiefer gähnte bald die Kluft zwischen dem Stande der Gemeinfreien und den Edelgeborenen, d. h. dem allein mit und durch den König zu Aemtern, Würden und Reichthum aufgestiegenen Dienstadel. Schließlich wußte dieser den Gemeinfreien jedes politische Recht zu rauben, und der einst so stolz und eifersüchtig seine Freiheit wahrende Germane sank zum Knechte irgend eines vornehmen Strebers herunter, welcher seinerseits die Bezeichnung der „Ehrbare“ in Anspruch nahm, während er dem Unterdrückten den Titel der „Niedrige“ zukommen ließ.

Der allemanische Sinn, möglichst sein eigener Herr zu bleiben, setzte zwar diesem Vernichtungsprozesse germanischer Freiheit einen nicht zu unterschätzenden Widerstand entgegen, aber anderseits verhinderte er auch die Gründung eines eigenen, dauernden Staatswesens. Dazu kam ihre Vorliebe für Raubzüge und die Thatsache, daß die Könige eine hervorragende Unfähigkeit besaßen. Nach Westen zu vermochten die Allemen den Widerstand, welchen ihnen die Burgunden entgegen setzten, keineswegs zu brechen, und kaum ein Jahrhundert nach ihrem Eindringen in Helvetien erlagen sie dem vernichtenden Schlage, welchen Chlodowech der Frankenkönig gegen sie führte. (496 n. Ch.)



Aber auch das VI. Jahrhundert ging zur Reize, ohne daß die Allemannen wahrhaft civilisiert worden wären. Erst Chlotachar II. (613—622) gab ihnen feste Geseze und Rechte, welche die Strafen regelten und den Ständen (Hörige, Gemein-, Mittel- und Erst-Freie oder Edle) eine Art Verfassung gaben. An die Spitze der Justizverwaltung der Gaue setzte der König einen fränkischen Grafen, dessen Unterbeamte die Vorsteher der Hundertschaften, d. h. der Gemeinden waren. Die Kirche wurde mit großen Vorrechten und Ehren für ihre Diener ausgestattet und nach ihren Regeln mußte sich eigentlich alles richten.

Die geistlichen Herren erhielten bald noch mehr, nämlich die „Reichsfreiheit“, d. h. die Abtrennung ihrer Gebiete und der in ihnen wohnenden „Gotteshausleute“ von der Grafschaft. Für die Gerichtsbarkeit bedurften die Geistlichen, welche ja nicht justizfähig waren, einer Mittelperson, und das waren die Bögte, deren Bedrückungen hart auf den unglücklichen Unterthanen lasteten.

Als endlich die Deutschen sich Kaiser wählten und diese nutzlose Kämpfe aller Art zu bestehen hatten, wuchs die Macht der Landesfürsten in aller Stille heran, die die einzigen wirklich Freien im Lande blieben.

Natürlich lag die Unzufriedenheit der Unterthanen weniger in dem Verluste der politischen Freiheit begründet als darin, daß sie mit harten Lasten, mit hohen Zinsen den Wohlstand der Herren stetsfort äufnen mußten. Anderseits sind die Unfreien bestrebt, durch kluges Handeln oder größere Geldopfer ihr leibeigenes Verhältnis aufzuheben und selbst frei zu werden. Die Kirche unterstützte in gewisser Hinsicht solche Bestrebungen, folgte sie ja doch darin den Vorschriften des Evangeliums. Jedenfalls hatten die Gotteshausleute stets eine mildere Behandlung zu gewärtigen als die hörigen Knechte der weltlichen Herren.

Wer unfrei geboren war, that gut, in einer Gemeinde den Wohnsitz zu nehmen, die kräftiger Arme bedurfte, um die eigenen Freiheiten zu bewahren. Daraus erklärt sich der rasche Aufschwung der Städte und der Widerstand der Markgenossenschaften in den Ländern.

Wie die Städte in der Schweiz entstanden, wie sie ihre Macht ausbreiteten, davon zeugen die ruhmvollsten Blätter, welche die Geschichte der Menschheit überhaupt aufweist. Gewöhnlich sammelten sich um den Wohnsitz eines hohen geistlichen Herrn, eines Abtes oder Bischofs eine Anzahl höriger und freier Familien. Man war fleißig, verträglich und weit ausblickend in solchen Gemeinden und



ließ sich die dem Herrn geleistete Arbeit in entsprechenden Werten bezahlen. In dem Kampfe, den Kaiser und Papst begannen, sahen die feimenden Städte keineswegs müßig zu. In weitaus den meisten Fällen ergriffen sie für den Kaiser Partei gegen ihre ursprünglichen Wohlthäter und Brotgeber, die Bischöfe, und der König lohnte solch willkommene Unterstützungen mit Freibriefen.

Wer ein Jahr lang in den Mauern der Städte geweilt, war frei und nur des Kaisers Verordnete durften ihn richten.

Bald waren es auch die Landesfürsten selbst, welche in Gestalt von Städten, welche sie gründeten, feste Stützpunkte suchten für die Bewegungen ihrer Truppen in den unaufhörlichen Kriegen. Es ist bekannt, daß Berchtold von Zähringen um die Wende des XIII. Jahrhunderts eine ganze Anzahl solcher von Wall und Graben umgebenen Plätze erstehen ließ — so Bern und Freiburg.

Die Handwerker in den Städten — anfangs Leibeigene und unter der Aufsicht von „Meistern“ (Magistri) stehend, behielten die Innungen oder Zünfte bei, auch wenn bereits der Kaiser die Freiheiten erteilt hatte, weil sie derart am ehesten ihnen dienliche Beschlüsse zu fassen vermochten.

Neben dem Handwerke concentrierte sich schon frühzeitig der Handel in den Städten, weil dort die Märkte, die Gerichtstage abgehalten, die Zinszahlungen von der Landschaft den Bögten geleistet werden mußten. Das beförderte ganz natürlich den Wohlstand der nun schon „Bürger“ genannten Bewohner der Städte.

Sie hatten die Mittel in der Hand, ihr Ansehen nicht nur zu wahren, sondern auch zu erhöhen. Zudem zeigten sich die Städter, wenigstens in der Schweiz so politisch klug, daß sie den benachbarten Landschaften die Bundeshand reichten zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Herren.

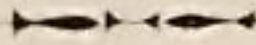
Unter diesen gab es nun aber Manche, welche ihre Zeit wohl verstanden und nicht gegen den Fortschritt, den Aufschwung der Städte sich zu stemmen suchten. Solche Adlige (z. B. Rudolf von Habsburg) traten wohl selbst an die Spitze der städtischen Schaa-ren im Kampf gegen die raubgierigen Standesgenossen. Oder sie nahmen kurzweg das Burgrecht der Städte, in ihnen eine bevorzugte Klasse, das Patriziat bildend.

An die Spitze der städtischen Verwaltung trat eine engere Bürgergemeinde, der Rat. Ursprünglich vom Schutzherrn erwählt (z. B. in Zürich durch die Aebtissin) mußten die Städte bald dieses wichtige Recht zu erlangen, dem sie dann das Amt des Vogtes, das „Blutgericht-Halten“ beifügten.



Genug, schon gegen Ende des XIII. Jahrhunderts waren die Städte in der Schweiz im Besitze aller äußeren Freiheiten; im folgenden Sæculum fügten die Bürger — wiederum aus eigener Kraft — auch die Gleichberechtigung ein der arbeitenden Stände mit den Adelligen.

Von Anbeginn an der um ihre Freiheit ringenden Eidgenossenschaft zeigt es sich, daß Städte und Länder zusammenhalten, zu gemeinsamem Wohle. Ob Bürger oder Bauer, sie haben nur einen Sinn — kein Gesetz und Recht über sich zu dulden als die selbst gegebenen.







#### IV.

### Ritterliche Wohnungen zur Staufenzzeit.

In den Tagen, da die Ritterschaft des Abendlandes alle Kraft daran setzte, Palästina den Sarazenen zu entreißen, entwickelten sich im Schweizerlande mehr und mehr die Gegensätze zwischen Herren, Bürgern und Bauern. Der arme Hörige, unterstand er nun mit Gut, Leib und Leben dem Schwerte, oder dem Krummstabe, weltlicher oder geistlicher Macht, er hauste in elenden Wohnungen. Zumeist sind diese wohl nichts anderes gewesen als niedrige Herd- und Lehmhütten, tief gegen die Unbilden der Witterung in den Abhang gegraben — ein unbehaglicher Raum — um dessen kaminlose Feuerstätte Alt und Jung, Zwei- und Vierfüßler ein Obdach suchten. Selbst bewegliche Häuser, in der Art größerer Schäferkarren dienten dem Leibeigenen damals zum nächtlichen Aufenthalt. Eigentliche Dörfer, im Sinne späterer Jahrhunderte sind dem alten allemannischen Lande unbekannt. Der freie Bauer bewohnte den einsamen Hof, der Städter saß eng aneinander gedrückt in hölzernen Häusern, die nicht selten gewaltigen Feuersbrünsten zum Opfer fielen, im Schutze der festen Mauern und der Thürme, die kaiserliche und bischöfliche Beamte gleich kleinen Zwingburgen benutzten.

Dem Ritter, der in steter Fehde, immer bedroht von ebenso gewaltthätigen Nachbarn, wie er selbst dies war, lebte, gebührte eine aus massiven Steinen erbaute Burg, die umgeben von Mauer und Graben, beschirmt von einem Ziegel- oder Schindeldach, frei wie ein Adlerhorst auf einsamer Höhe lag. Ueberall, wo sich aus der Ebene zwischen Aare und Thur ein Hügel, ein steil aufsteigender Felsen erhebt, finden sich Ruinen solcher Bauten. Seit Ru-



dolf von Habsburg so erfolgreich um die Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht gekämpft, bis weithin in die napoleonischen Kriegszüge hinein — denen zum Beispiel der so oft besungene herrliche Hohentwiel zum Opfer fallen mußte — haben Zerstörung und Vernichtung an den stolzen Festen gewüthet, sie der Erde gleich gemacht. Nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil dieser Stätten, an denen einst stolze Herren glänzende Gastereien pflogen, deren Mauern, Lied und Saitenspiel der Minnesänger vernahmen, hat sich unverfehrt bis auf unsere Tage erhalten, so vor Allem Hohenklingen ob Stein a. Rhein, die Kyburg, die Schlösser zu Regensberg, Greifensee, Lenzburg, Burgdorf, Thun und einige kleinere Bauten im nördlichen Zürichbiet, dem Aargau — die Habsburg, die Brunau, Wildegg u. s. w. — dem Thurgau und dem Rheinthale.

Der Grund, warum die Ritter sich mit ihren Burgen vorzugsweise auf erhabenen Punkten, Ruppen mit wenn immer möglich gäh abstürzenden Wänden ansiedelten, ist leicht verständlich. Zunächst galt es, die sich nähernde Gefahr, oder den heranziehenden Zug reicher Kaufmannsgüter, den Besuch der Freunde und sonstiger Ehrengäste von ferne schon zu erspähen. Kam es aber zu einer Verrennung des Kastells, so mußten Natur und Kunst vereint es übernehmen, der Besatzung Freiheit und Leben zu sichern. Daraus erklärt sich auch, daß der zur Höhe hinaufklimmende Burgweg dem Anreitenden bei der letzten Windung stets die Mauern zur Linken ließ — Angriff und Abwehr auf der schwächeren Seite des Rechtshändigen müssen ja zu den unbequemen Lagen gerechnet werden.

Als Kern einer jeden Burganlage — gleichsam im Sinne der modernen Zitadellen — muß der feste „Bergfrit“ gelten, dessen Untergrund in süd- und westdeutschen Landen nicht gar selten Römischen Ursprungs ist. Das war die ursprüngliche Wohnung, das eigentliche Stammhaus der ritterlichen Sippe, ihre Warte und die letzte Zuflucht in den Stunden der höchsten Noth. Darum bewahrte man dort vorzugsweise die Mundvorräte, die Zisterne und in seine Gewölbe versenkte man die Gefangenen, deren Lösung dem erschöpften Vermögen neue Aeuferung zuführen sollte.

Die Grundrißform des Bergfrites ist in Deutschen Landen zumeist die quadratische; kreisförmige, also zylindrische Thürme entstammen gewöhnlich der romanischen Baukunst und kamen zu uns aus Italien. Ihre Gestaltung sollte die Wirkung der vom Angreifer benutzten groben Geschosse abschwächen. Runde Thürme sind aber weit schwieriger zu erbauen und daher auch kostspieliger.



Jedenfalls geht die Entstehung der eckigen megalitischen, (großsteinigen) Thürme — so jener auf Hohenklingen, wie auch die von Frauenfeld und Kyburg — bis in das zehnte, ja vielleicht selbst das neunte Jahrhundert zurück. Erbaut aus gewaltigen, unregelmäßig gebildeten Steinen, die nagelfluhartig fest aneinander hängen, erhebt sich der Thurm ungefügg wie die Konstruktion der fabelhaften Cyclopen, 15—20 Meter vor uns. Sein Haupt trägt gewöhnlich ein mehr oder minder spitzes Dach, das bei runden Thürmen auch wohl durch einen Zinnenkranz ersetzt ward.

Ist der quadratische Thurm an den Ecken, um der größeren Festigkeit willen mit grob behauenen Quadern versehen, so deutet das auf einen Fortschritt ursprünglicher Baukunst. Trägt er gar noch Flankenthürmchen so stammt diese Einrichtung erst aus der späteren Stauferzeit, d. h. dem Zeitalter des ersten schüchternen Aufblühens der Städte. — Wie haben wir uns das wohl zu erklären?

Der edle Ritter, der zur Lust oder aus Geschäften in die Stadt ritt, bemerkte dort den Erker, diese verlängerte Neugierde der Bürgerfamilie, und angezogen durch das Hübsche, beschloß er, seinem wackeren Ehegespense, das doch so oft allein daheim weilen mußte, ebenfalls eine Freude zu bereiten. Es entstand das Flankenthürmchen an der Kemmenate und der Symmetrie halber noch die drei anderen auf den übrigen Seiten des Thurmes dazu. Die derart geschaffenen todten Winkel, die bei Belagerungen als willkommene Deckung des Gegners leicht hätten gefährlich werden können, wurden durch die im Fußboden angebrachten Löcher aufgehoben, denen im Falle eines Angriffes siedendes Wasser, kochendes Pech, brennender Schwefel, geschmolzenes Blei und derlei Annehmlichkeiten mehr entströmten.

Seien nun die Thürme rein megalitisch oder schon zur fortgeschrittenen Bauperiode gehörend, zweierlei ist stets an ihnen zu bemerken: erstens liegt die Thüre, ein schmales, durch eine dicke, eisenbeschlagene Hartholzthüre wohl versichertes Eingangsloch in einer Höhe von drei bis fünf Metern, nur durch eine bewegliche hölzerne Stiege in Verbindung mit dem Erdboden stehend. Ferner sind alle Fenster nichts weiter denn schmale Lichtspalten ohne Glasausfüllung. Nur das oberste Gemach, der poetisch so oft verherrlichte „Söller“ enthält größere Öffnungen.

Die Thüre ward aus Verteidigungsrückichten hoch angelegt, damit sie nicht dem „Kennwidder“ der Feinde ausgesetzt sei. Die Fenster mußte man wohl oder übel, der Kälte des Winters wegen so schmal einbrechen; das Glas war ja noch bis in's sechzehnte



Jahrhundert hinein ein kostbarer und fast unbekannter Gegenstand. So diente denn als einziger Abschluß gegen Außen ein grober, massiver, hölzerner Laden. Nur im obersten Stockwerke bedurfte es der großen Öffnungen, damit der Wächter ungehindert nach allen Seiten schauen und die Frauen auch in unsicheren Tagen die laue Sommerluft genießen konnten. Schon in den frühesten Epochen aber sind die Lichtspalten der unteren Partien des Thurmes durch zierliche Ornamente eingefast, die zumeist dem romanischen Baustyle entlehnt, den Beweis liefern, daß der Kunstsinu nie ganz in unseren Landen ausgestorben ist.

Doch treten wir in das Innere des Thurmes.

Der den Söller schirmende spitze Dachstuhl ist aus gewaltigen Eichenbalken in solider Konstruktion erstellt; mancher neuzeitliche Zimmermann hätte wohl ziemlich Mühe — ganz abgesehen von der Beschaffung des Rohmaterials — ein derartiges Werk auszuführen. Der Söller selbst ist ein leerer, kahler Raum, in den eine schachtartige Oeffnung, die durch eine hölzerne Fallthüre mit derben Dübeln verschlossen werden kann, um die Verteidigungsmannschaft im letzten Verzweiflungskampfe immer noch eine kurze Spanne Zeit vor dem Andringen mordlüchtiger Feinde zu schützen. In der Mitte des kühlen Raumes steht wohl ein „Katapult“, eine die Elastizität metallener Sehnen als Treibmittel benutzende Wurfmaschine, welche bei unseren Alvordern die Positionsartillerie vertrat, und Steine, Balken, Riesenpfeile, Kadaver und dergleichen mehr gegen den Angreifer zu schleudern vermochte.

Einsam haust hier oben bei Tag und Nacht der mit dem Horne ausgerüstete Wächter. Nähert sich Freund oder Feind, er gibt das Lärmzeichen und wartet ein friedlicher Besuch vor der Bastei, so eröffnet er zunächst ein friedliches Zwiegespräch, ehe der Burgherr Miene macht, mit den Ankommenden zu unterhandeln.

In schöner Sommerszeit geht's hier fröhlich zu, dann sind Herr und Diener, Frau und Kinder, Knappen und Mägde vereint zu fröhlichem Spiel, Sang und Schmauß. Doch anders zur Winterszeit — Hu, wie fegt nun der schneidende Nordost durch die Lichtöffnung; fröstelnd hüllt sich der bärtige Wächter in seinen zottigen Wolfspelz, einsam der Stunde seiner Ablösung harrend.

Steigen wir die Treppe hinab, die eigentlich eine Hühnerleiter genannt werden muß. Roh, aus Balken mit darüber genagelten Kloben gefügt, steht sie in Bezug auf die Konstruktion in lebhaftem Gegensatze zum Dache. Doch, wir befinden uns im



zwölften Jahrhundert und sind entfernt nicht die Bequemlinge wie unsere Nachkommen im dreißigsten Gliede.

Ein steingepflasterter, mit gleichem Umfange wie der Söller ausgestattete Raum, empfängt uns, es ist das Gemach des Herrn. Gewaltige Balken, die die Decke bilden, sind mit roh gefertigten Ornamenten geschmückt, sie geben in ihrem durch den Ruß der Kienfackeln tief geschwärzten Eichenholze, einen eigenartigen, nicht unschönen Abschluß des Ganzen. Für die Tagesbeleuchtung sorgen zwei kleinere und vielleicht noch eine dritte größere Oeffnung in der Außenmauer. Hölzerne Bänke, bedeckt mit Wildschuren, und dicken Wolldecken stehen längs den Wänden; sie sind die nächtlichen Lagerstätten des Ritters, seiner erwachsenen Söhne und der Waffengenossen. Hier ist auch die Rüstkammer, der Empfangssaal, der Raum für fröhliche Mahlzeiten und winterliche Pokulirabende. Aufgehangene Schwerter, Spieße und Schilde neben gewaltigen Trinkhörnern verraten diese Doppelbestimmung des Gemaches. Wir werden weiter unten sehen, daß zwei Jahrhunderte auch in dieser Hinsicht einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Doch steigen wir weiter hinab!

Jetzt in der „Beletage“ des Wohnturmes gelangen wir zu dem Heiligtume der alten Burg, der Kemenate im engeren Sinne, dem Frauengemache. Von der Leiter her ist der Saal durch eine hölzerne Schutzwand vor indiscreten Blicken etwa Vorbeipassirender getrennt, im übrigen darf man ihn jedenfalls den anheimelndsten Raum des alten Gebäudes nennen. Zwar ist auch er wie der Herrensaal ohne Heizvorrichtung; denn eine solche kannte das glückliche Zeitalter, in dem wir uns im Augenblicke unseres Gedankenfluges befinden nicht, dafür aber ist der Raum mit zwei bis drei oblongen doch immerhin einen halben Meter im Geviert haltenden Fenstern ausgestattet, die weit herausgebrochen, neben sich in der dicken Mauer steinerne Sitze dulden, diesen Ursprung des Erkers und des Sophas zugleich, damit die züchtig liebende Hausfrau in feuscher Minne ihren an- und abreitenden Eheherrn so lange als möglich zu erblicken vermöge.

Die Hausfrau mußte meistens mit ihren Mägden die Kemenate als Schlafgemach teilen, selten kam Besuch von einer fremden Dame, noch war es nicht Mode, Hochzeits- und Erholungsreisen mit seiner Geliebten zu unternehmen — das kannte das Eisenzeitalter nicht.

Nicht weit von dem ständigen Aufenthaltsort der Frau darf die Küche liegen, soll dort alles zum besten bestellt sein, nur wenige



Leitertritte in unserem Turme führten sie hinab an den Herd, auf dem damals auch der ärmste Ritter täglich einen Wildbraten zu schmoren vermochte. In der Küchenecke befand sich der Rauchfang, über dem roh aus einigen Steinen konstruierten Herde; aber keinen anderen Ausweg gab es für den Rauch als das enge Fenster und die schmale Türe.

Feuersgefahr scheinen die alten Eisensresser auch nicht allzu sehr gescheut zu haben; denn der Rauchfang ist häufig nur aus derben Eichenbalken erstellt, die einzig ein dünner Lehmewurf bedeckt. Um diesen häuslichen Altar, den Herd, gruppieren sich die Lagerstätten der Knechte, die dadurch zwar ein warmes, aber für die Geruchsnerven nicht allzu sympatisches Ruheplätzchen gewinnen.

Doch, was ist das? Wir bemerken in dem derb gezimmerten Fußboden eine Falltüre und zwei winzige Luftklappen. Wohin mögen diese führen? An einen Ort des Schreckens, in das Verlies! — Weit hinab in finstere Tiefe verliert sich unser Blick, 3 bis 20 Meter hinunter erstrecken sich häufig diese Löcher, in denen zwar kein Ungeziefer, der mangelnden Nahrung halber — haust, wohl aber stinkend dicke Luft und tiefste Finsternis vorherrschend ist. Hier bewahrt der Burgherr seine Gefangenen, um sie entweder mit karger Kost bis zum Eingehen der Lösesumme zu behalten, oder um die Unglücklichen den furchtbaren Hungertod erleiden zu lassen. Hinab auf der Leiter geht es leicht, nachdem diese aber abgezogen, ist ein Entrinnen unmöglich und der Gefangene seinem bestimmten Schicksale unrettbar überliefert.

Doch fort aus diesem furchtbaren Banne, treten wir wieder in's sonnige Tageslicht! Zwei Jahrhunderte sind unterdeß geschwunden, ein liebliches Bild umpfängt uns nun!

Der alte mährische Geselle, der Bergfried steht jetzt in der Mitte eines geräumigen Hofes und schaut über seine Nachbarn, stattliche, schön angelegte Gebäude dahin. Man sieht es, während wir im Innern des Wohnturmes aus dem zehnten Sæculum träumten und forschten, ist der Hausherr, seine Enkel, und vielleicht auch Enkelssöhne im heiligen Lande gewesen, um den Ungläubigen in eindringlichster Weise das Christentum zu predigen. Auf seinem Zuge aber lernte er die romanische Ritterschaft und ihre komfortablen Wohnstätten kennen, und da der Kreuzzug auch pekuniär nicht ungünstig war, so ging Herr Bodo der Edle bei seiner Rückkunft sngs daran, als Bauherr aufzutreten und sein altes heimatliches Nest zu erweitern. Dem religiösen Gefühl mußte zuerst Rechnung getragen werden, hatten doch die Kirche und ihr Dienst ihm



zum Baugelde verholzen. Binnen Kurzem stand also eine Kapelle, zu der das nächste Benediktinerkloster gerne einen guten Becher mit heiterer frommer Seele als Kaplan sandte, der in den Mußestunden als Sekretär, ja selbst als Verwalter auftrat. Doch Kapelle und Zisterne wie die nötigen wirtschaftlichen Gebäude wollten vereinigt werden; Herr Bodo war also gezwungen, tiefer in den Beutel zu greifen und eine stattliche Ringmauer zu erbauen. Jetzt packt ihn völlig die Lust, die man gewöhnlich als die gefährlichste bürgerliche Leidenschaft taxirt, nämlich die Bauucht, und da er es ja dazu hat, oder auch die etwaigen Zwangsanleihen es gestatten, so denkt er sich, daß es wohl nicht unbillig wäre, soferne auch er ein neues Dach über seinem Haupte habe, nachdem der liebe Gott ein solches schon erhalten. Gesagt, getan, in einigen Sommern wird der Plan zur Wirklichkeit, das neue Wohnhaus ist fertig und beziehbare.

Jedes Ding hat seinen Endpunkt, aber auch die Hausfrau hat ihre Wünsche, Frau Gertrud möchte gar zu gern ein zierliches und zugleich nützliches Gärtlein haben, wer könnte es ihr abschlagen? — Man sieht also eine zweite Ringmauer mit Zinnen und Turm, das hausfrauliche Juwel für kriegerische Zeiten vor unangenehmen Invasionen zu schützen.

Das wäre nun alles in allem die Burg des Ritters von mittlerem Ansehen im Zeitalter der Staufen.

Wir kommen zur innern Einteilung derselben.

Noch immer herrscht im Verhältnis zu unseren modernen Ansprüchen größte Einfachheit. Zwar ist das Gesinde vermehrt und auch der im Haupthause zu ebener Erde liegende Pferdestall weist mehr Bewohner auf, aber wir finden nicht jene prachtvoll geschnitzten, kostbar geschmückten Möbelstücke der Renaissance, das Mobiliar gleicht etwa dem eines Bauernhauses der gegenwärtigen Zeit.

Da wären zunächst die Bettstätten! — breit, mit einem Himmel überwölbt, tragen sie vielleicht einige bildliche Darstellungen, die wir heute sicher nicht mehr dulden würden. Die gezwickelten Kugelfüße sind plump, wie denn auch alles eckig und kantig erscheint an Betten und Tischen, Stühlen und Bänken, Truhen und Kästenschränke kennt das Jahrhundert noch nicht, sondern höchstens nur Bretterborde, auf denen die Trinkgefäße, die Schüsseln und Töpfe Platz finden. Silbergeschirr ist selten, Holz, Steingut und vor Allem Zinn findet sich zumeist auf der Tafel, selbst bei reicheren Herren.



In einem aber tritt die zunehmende Verwöhnung uns deutlich vor Augen, in den Heizvorrichtungen nämlich. Gewaltige Kamine, die Anfänge des Schloßes, machen sich wohlthuend in strenger Winterkälte bemerkbar, denn noch immer sind die Fenster nicht mit durchsichtigen Scheiben versehen, hierin herrscht bis tief in's Mittelalter hinein die größte Ursprünglichkeit.

An Gemächern zählt die Burg zunächst wiederum den Herrensaal mit anstoßender Küche, die Kemenate, das hausherrliche Schlafgemach, den Gesinderaum und die Waffenkammer. Vielleicht dazu noch eine geräumige Halle für größere festliche Mahlzeiten.

Jetzt steht der Bergfrit mit dem Haupthause durch eine bedeckte und durch die Mauer der ersten Umwallung gesicherte Gallerie in Verbindung. Auch sonst treffen wir noch diese Kommunikationen, die, Lauben genannt, als der Anfang des Balkons gelten dürfen. Auch hölzerne Treppen in noch jetzt gebräuchlicher Form sind schon in Verwendung; genug, ein Blick belehrt uns über die Kulturfortschritte.

War derart etwa die Wohnstätte des minderbegüterten Ritters zur Stauferzeit beschaffen, so müssen wir noch schnell einen kurzen Blick auf die Behausung der reicheren Dynastenfamilie werfen, und hiezu sei beispielsweise als Vorwurf benützt die eigentliche Stammburg des Hauses Habsburg, nämlich die Kyburg bei Winterthur im Kanton Zürich. Zwar giebt es in Deutschland auch manche größere Anlage dieser Art, so die Wartburg in Thüringen, und die Burg Hohenzollern, aber beide Bergfesten präsentieren sich schon in gewisser modernisierter Form, keine von ihnen hat ähnlich die ursprüngliche Bauart behalten können wie die Kyburg, die nicht allein in dieser Hinsicht, sondern auch in vielen anderen Zweigen der Kulturgeschichte eine unschätzbare Fundgrube ist.

Der Grundriß der Kyburg ist ein rautenförmiger. Wir bemerken auch hier den Bergfrit, die Kapelle, das alte und neue Grafenhaus, letzteres wiederum eine Erweiterung des Ersteren, die Zisterne und anderes mehr, das uns schon bekannt.

Um die zweifache Circumvallation mit Graben führt eine Zugbrücke, die bei Bergschlössern manchmal fortfällt, in den Vorhof und dann durch das innere Thor in den Haupthof, der die Gerichts- oder Burglinde aufweist. Die Linde, dieser uralte deutsche Baum, diente als Malzeichen für das feierliche Gericht und für fröhliche Feier, etwa ein Maifest. Unter ihr saß der Graf, entweder um Recht zu sprechen, oder bei heiterer Lustbarkeit die Huldigungen seiner Getreuen in Empfang zu nehmen.



Was hat sich hier nicht alles abgespielt? — Turniere und Kaiserfeste, Blutgerichte und furchtbare Scenen aller Art — fröhliche Tänze — — vorbei, vorbei, das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität hat den Burgen ihren Nimbus genommen, ihre Romantik ist unserem profanen Geschlechte zur Kuriosität geworden.







## V.

### Das Kriegswesen der alten Eidgenossen.

Das Heer der Eidgenossen des 15. und 16. Jahrhunderts kannte eigentlich nur zwei Waffengattungen, die Infanterie und die Artillerie. Während die zuerst genannte den Kern der Armee bildete, tritt das Geschützwesen gewöhnlich als „Positionsartillerie“ dem Beschauer der zeitgenössischen Darstellungen entgegen. Die Kavallerie aber wurde meist nur von den Verbündeten der Schweiz gestellt, wie dies das Beispiel der Burgunderkriege lehrt. Zu der Artillerie müssen für jenen Zeitraum auch die Genietruppen gerechnet werden, während die Sanität schon damals eigene, scharf von den übrigen Heeresbestandteilen gesonderte Abteilungen bildete.

Die Darstellungen der Chroniken zc. liefern vor Allem eine große Uebersicht der Bewaffnungsart eidgenössischer Heere. Von blanken Angriffswaffen kennen sie neben Halmbarten, Speißen und Seitengewehren selbst noch (bei J. Stumpf 1548) Morgensterne und gestachelte Keulen. Zu den Schießwaffen treten neben Bogen und Armbrüsten auch bald die Feueergewehre großen und kleinen Kalibers hinzu, wenn gleich Pistolen (Faustrohre) gänzlich unerwähnt gelassen werden,

Die Halmbarte, die klassische Hiebwaaffe großen Stiles der Eidgenossen erscheint überall. Sie muß sich auch in späterer Zeit bei der Mannschaft, welcher die einheitliche Ausrüstung noch nicht vorgeschrieben war, einer großen Beliebtheit erfreut haben (vergl. G. v. Rodt, Bernisches Kriegswesen 1831, I, pag. 41); denn bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts überwiegt sie bedeutend gegenüber dem langen Speiße, der erst nach den Italienerkriegen zu allgemeinerer Bedeutung gelangte. Die Form dieser Hiebwaaffe schwankt stark zwischen der einfachsten Gestaltung und einer recht



eleganten Ausführung des Ganzen. Zunächst tritt sie als zugespitzte, einem Hackmesser ähnliche breite Klinge auf, an deren unterm Drittel neben einem oder mehreren angelegten Haken, die zum Herabreißen der Reiter von den Pferden dienten, auch die Hüppe angebracht war, mit welcher sie auf dem einfachen  $1\frac{1}{2}$  bis 2 m langen Schaft befestigt ist. Schon im 15. Jahrhundert (so in der Chronik des Berners Tschachtlan 1470) erscheint eine andere Figur, die in den folgenden Dezennien eine immer größer werdende Anwendung erzielt. Es ist dies die Artklinge, deren Rücken wohl eine Spitze, aber keine Haken besitzt, und die ein Kreuzloch für den Blutabfluß aufweist. Die Halmbarte konnte nur zum Handgemenge verwendet werden, dort wo es galt, eine schon durchbrochene Schlachtreihe aufzurollen, und die einzelnen Glieder derselben zu zersprengen, beziehungsweise zu zerschmettern. Daraus erklärt sich auch die Liebhaberei der alten Illustratoren, die schwersten Kopfwunden der furchtbaren Wirkung dieser Waffe zuzuschreiben. Vom erweiterten taktischen Gesichtspunkte aus muß der lange Speiß jedoch wichtiger als die Halmbarte erscheinen; denn seiner Wirksamkeit fiel nicht nur das Gelingen des Hauptangriffes, sondern auch die entscheidende Abwehr zu.

Die Form des Speißes ist eine recht einfache. Auf dem 6 bis 7 m langen geraden Schaft sitzt die zweischneidige Spitze, deren Länge 10 cm. nicht übersteigt. Späterhin macht sich auch bei dieser Waffe ein gewisser Luxus insofern bemerkbar, als die Basis der Spitze dann häufig eine Verzierung von Troddeln trägt.

Zu den Speißen gehört noch die Kreuzpfe, das Sponton des 18. Jahrhunderts. Sie ist eigentlich eine verjüngte und verdoppelte Halmbarte, die von ihrem Vorbilde den kurzen Schaft entlehnt hat. Schon in früher Zeit den Eidgenossen bekannt, erfreute sie sich doch niemals allgemeiner Beliebtheit, wenigstens findet sie sich nur selten auf den Darstellungen.

Das Kurzschwert ist jedenfalls allemannischen Ursprungs und erscheint als steter Begleiter des Kriegsmannes auf allen Illustrationen. Seine dolchartige, zweischneidige Klinge ist an einem eigentümlichen Handgriffe befestigt und von demselben (sogar keine Parirstange, wohl aber durch eine wulstartige Anschwellung des Metalles getrennt. Gleich dem Dolch konnte das Schweizer Schwert nur im entscheidenden Handgemenge gute Dienste leisten, ähnlich den übrigen Hieb Waffen. Zu diesen gehören der Zweihänder (Flammberg) und das Türkenswert. Ersterer stammt jedenfalls aus Norddeutschland und findet sich selbst gegen Ende des 16. Jahr-



hundreds nur selten bei der Truppe vertreten. Das Gleiche gilt von dem Türken Schwert mit der breiten Klinge — dessen Ursprung in Italien (Venedig) zu suchen ist und das im Allgemeinen nur von der Kavallerie verwendet ward. Ueber Mordärte und Kreuzdegen endlich läßt sich nicht viel sagen, die Illustrationen schildern sie uns nicht.

Von den Feuerwaffen erscheint natürlich das Feuerrohr der Neuzeit als besonders wichtig. Tschachtlan kennt noch für die Infanterie den Bogen und die Armbrust neben der Muskete, später fällt die Verwendung des Bogens fort und einzig der Zürcher Gerold Edlibach (1484), der Stieffohn Hans Waldmanns, läßt diese Waffe von der Kavallerie gebrauchen, welche nach der Chronik Johannes Stumpff (1548) auch schon Handrohre führte. Dieses setzt sich aus einem Eisenrohre ohne jeden Schloßmechanismus und den dasselbe umgebenden plumpen Holzschaft zusammen. Das Abfeuern geschah durch Berühren des Zündkrautes mit der brennenden Lunte, während die Ladung aus einer runden Bleifugel bestand. Die für das Chargiren notwendigen Handgriffe schildert anschaulich ein Kopist des Edlibach'schen Werkes anläßlich der Darstellung des großen Zürcher Freischießens von 1504. Die Muskete wurde, entgegengesetzt dem heutigen Gebrauche, mit dem Kolben nach Oben auf der Schulter getragen, die Hand des Mannes umfaßte dabei den Lauf an seiner Mündung. Im Augenblick des Feuerns ruhte dann der Kolben entweder an der Hüfte (Edlibach) oder auf der Schulter (Tschachtlan), wodurch jedenfalls das lästige Schlagen in etwas vermieden werden sollte. Das Schützenkorps macht sich auf den frühesten Illustrationen nur selten bemerkbar, ja, selbst noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Stumpff) hatte das Handrohr mit der Armbrust um den Vorrang zu kämpfen. Die letztgenannte Waffe erfreute sich auch wirklich noch bis in das 17. Jahrhundert hinein der größten Beliebtheit bei den Schweizer Heeren.

Von den Defensivwaffen kennen die Künstler eigentlich nur die runde, topfähnliche Sturmhaube aus Eisenblech, die „Beckelhaube“ und dazu den leichten Brustharnisch. Die Kopfbedeckung, eine Halbfugel mit breitem eisernen Schirme verwandelt sich im Laufe des 16. Jahrhunderts, sofern sie überhaupt nicht dem bequemen und stattlichen Federhute weichen muß, in einen Helm, dessen Oberfuge durch den scharfen, schneidenartigen Kamm geschlossen wird. Auch der aus Krebs- und Rückenstück bestehende Harnisch unterlag mannigfachen Veränderungen. Noch im 15. Jahr-



hundert erscheint er als ein recht fragwürdiger Körperschutz, denn der Berner Diebold Schilling (1484) gibt nicht selten Illustrationen, auf denen diese Eisendeckungen sogar von Speißen durchbohrt werden. Nach und nach erst entsteht eine solide Hülle mit selbständigen Verlängerungen gegen die Glieder hin. Diese Arm- und Beinschienen werden auch wohl durch einfache Holzbengel ersetzt, wenigstens spricht die Beschreibung der Sempacher Schlacht unter dem Bilde von J. R. Manuel (1550) von „Brügeln“ die sich einzelne der ärmeren Eidgenossen aufgebunden hätten, um derart die Streiche des Gegners unschädlich zu machen. Beutestücke aus den Kämpfen gegen die Ritterheere mögen die hin und wieder auftretenden Panzer und Kettenhemden gewesen sein, die ihren Trägern aber nur die Schultern bedeckten. Freilich kennt Stumpf für einzelne Figuren, so z. B. für den Stier von Uri ein Ringelwamms, welches den ganzen Oberleib schützt,

Selbstverständlich dachte man in jenen Tagen noch nicht an eine vollständige Uniformierung; diese mußte vielmehr durch Abzeichen ersetzt werden. Das Bedürfnis eine leicht kenntliche Kriegskleidung zu tragen, machte sich übrigens schon frühe geltend. So schilderte Tschachtlan z. B. die Eidgenossen in rote Wämser gehüllt und auch andere Illustratoren geben ihren Figuren gewisse, regelmäßig wiederkehrende Farben, wie Schilling das Blaue für die Beinbekleidung verwendet. Niemals fehlt endlich das weiße Kreuz als Feldzeichen! Während jedoch Tschachtlan, Schilling von Bern, der Kopist Edlibachs u. a. m. die Kreuze an die Brust des Trägers angeheftet sein lassen, geben Schilling von Luzern (1511) und Edlibach den Eidgenossen eine Art Schärpe, ein Bandelier, das eine Reihe von kleinen Kreuzen ausschmückt. J. R. Manuel, der Sohn des bekannten Berner Dichters, läßt seine Sempacher Helden mit riesenhaften Abzeichen, die auf dem Rücken, der Brust und selbst den Oberschenkeln befestigt sind, auftreten.

Als Feldzeichen für die einzelnen Harste dienen die viereckigen Banner mit den Farben der Orte, doch ohne weitere Wappenauszeichnung. Jeder Haufen wird ferner von einigen Spielleuten begleitet, die der Kolonne voranziehen, es sind Trommler und Schwegelpfeiffer. Bei den älteren Chronisten ist die Trommel selbst noch von niedriger Form und geringen Umfange; ihre Größe wächst aber bis zu den Zeiten, da Stumpf sein Werk erscheinen ließ, zu allgemach riesenhaften Dimensionen heran. Die Trompete ist als eigentliches Instrument der Militärmusik damals noch nicht zur Verwendung gelangt, wenngleich die Tuba längst bekannt war.



Edlibach läßt die Nachricht der Schlacht von St. Jakob an der Birs durch Trompeter von den Mauern Zürichs herab verkünden, und die langgestreckten Metallhörner tragen weißblaue Fähnlein.

Die Organisation der damaligen Artillerie ist eine weitaus einfachere als jene der Fußtruppen. Zunächst fällt hierfür in Betracht, daß das Geschützwesen fast ausschließlich Belagerungszwecken diente und erst seit den Burgunderkriegen zur Unterstützung der Infanterie verwendet wurde. Aber noch zu Tschachtlans Zeiten waren Ballisten, deren Bauart und Bedienung völlig mit den bekannten Werkzeugen der Römer übereinstimmten, im allgemeinen Gebrauche. Zu diesen schwerfälligen Maschinen gehören gewissermaßen auch die Sturmböcke auf Rädern, welche Edlibach und nach ihm Stumpff (anläßlich der Belagerung von Baden i. A. 1443) vorführen. Die Burgunderkriege und ihre große Beute an Geschützen aller Art, noch mehr aber der Feldzug gegen Maximilian (1499) verstärkten das Artillerie-Material, welches überdies durch die einheimische Industrie steten Zuwachs erhielt. — So wurden die Ballisten überflüssig und durch Positionsgeschütze ersetzt. Die leichten Feldkanonen unterscheiden sich in Larrasbüchsen, Schlangen (Karthäunen) und die unseren jetzigen Mörsern ähnlichen Böller. Von den Positionsgeschützen sind die auf dem Holzschnitt der Schlacht von Dornach (Basel bei Georg Erni 1500, reproduziert n. A. im Basler Neujahrsblatt 1865) abgebildeten Rohre, „das Räterle von Ensisheim“ und „die große Destreicherin“ wohl die hauptsächlichsten Typen.

Die älteren Illustrationen geben derartigen schweren Kanonen unbewegliche Laffetten. Die Rohre sind in einem viereckigen, plumpen Holzkasten festgekeilt, die Elevation wird einfach durch untergeschobene Bengel und Steine bewirkt, den Rücklauf endlich sucht man durch fest eingerammte Pflöcke zu hindern. Das Zündloch befindet sich stets auf dem oberen Teile des Rohres eingebohrt. Edlibach und der Berner Schilling bringen zuerst leichte Feldgeschütze zur Darstellung, der erstere sogar solche mit nur zwei Rädern und einer Gabelaffete, also ein „Infanteriestück“.

Als besonders lehrreich für die Kenntnisse des damaligen Artilleriewesens muß die Kopie der Edlibach'schen Chronik erscheinen; denn in dem Anhang dieses Werkes finden sich nicht weniger als 62 Abbildungen von Geschützen — mit daneben gesetzter Bezeichnung der Kaliber — welche alle den Eidgenossen im Schwabenkriege in die Hände fielen.



Je weiter das Jahrhundert fortschritt, desto reicher wurde die künstlerische Ausstattung der großen Feuerwaffen. So führt Stumpffs Prachtwerk dem Beschauer eiselierte Rohre auf hohen Laffeten vor, deren Radselgen sauber abgedreht sind. Uebrigens machte die Lafetirung der Geschütze gerade in diesen Dezennien die größten Veränderungen durch. Während das 15. Jahrhundert noch allein die vierräderigen Blocklaffeten, welche zum Teil mit derben Schuttdächern überspannt sind, kennt, kommt mit dem Beginne des Reformationsjæculum die zweiräderige Schwanzlaffete zur alleinigen Geltung. In ihrer Wange ruhte das Rohr mit seinen Schildzapfen, das durch eine Kreise-Elevation auf und ab bewegt werden konnte. (An Metallen scheint für den Stückguß einzig das Eisen verwendet worden zu sein, wenigstens geben die Illustratoren den Röhren stets die entsprechende schwarzblaue Farbe).

Nachdem das Geschütz an Ort und Stelle aufgefahen und in eine gedeckte Stellung verbracht worden war — was dadurch erzielt wurde, daß man es im 15. Jahrhundert hinter einem beweglichen Holzdeckel, im folgenden unter Flankierung durch Schanzkörbe aufstellte — richtete und lud man. Die letztgenannte Manipulation geschah in der Weise, daß das Kraut aus der — mit heute schwer verständlichem Leichtsinne — geöffnet neben dem Geschütze stehenden Pulvertonne durch Ladeschaufeln entnahm und lose in die Kammer verbrachte (Stumpff, Edlibach). Merkwürdig genug muß es erscheinen, daß B. Tschachtlan, also der älteste Chronist, welcher Darstellungen aus der Schweizergeschichte liefert, der einzige ist, der kalibrierte Leinwandkartouchen — zu je 12 in einem viereckigen Kasten verpackt — kennt. Auf die Kartouche ward das steinerne oder eiserne Rundgeschosß (Abbildungen solcher bei Edlibach) mittelst des Sekkolbens verbracht, darauf dann endlich die Raumnadel verwendet und das Zündloch mit Pulver bestreut. An Stelle der Lunte bediente sich der Büchsenmeister des 15. Jahrhunderts einer glühenden Holzfohle, welche in einem eingekerbten Rohrstock eingeklemmt war.

Hand in Hand mit der Artillerie ging der Geniedienst, dem freilich eine geringe Thätigkeit im Felde zufiel, da er zumeist permanente Befestigungen zu unterhalten oder zu zerstören hatte. Diese spezielle Thätigkeit hier genauer zu besprechen, gestattet der Raum nicht, die eine Bemerkung möge genügen, daß die Schweizer-Forтификаtionskunst nach den Italienerkriegen in den bekannten runden „bombenfesten“ Thürmen (Stumpff) ihre höchste Blüte erlebte. Die flüchtigen Feldbefestigungen aber bestanden zu jener Zeit in „Lezinen“



und diese kriegsgeschichtlich so sehr wichtigen Werke werden mit großer Liebe von den Chronisten abgebildet (z. B. in Edlibach und in der „Reimchronik“ von Nikl. Schradin die 1500 zu Sursee erschien). — Die Mannschaften, welche zur Errichtung dieser Deckungen benötigt wurden, haben die Hauptleute wohl zumeist aus der Bevölkerung der umliegenden Gemeinden entnommen. So sieht man auf einer Darstellung Tschachtlans einen großen Haufen derart zum Dienst herangezogener Bauern mit ihren Hacken, Schaufeln und Rärsten auf einem Karren fahren. Dieses Bild aber führt naturgemäß die Besprechung auf den Troß, der bei den Eidgenossen sich stets in enge gezogenen Grenzen bezüglich seiner Ausdehnung hielt. Seine Transportmittel sind Saumpferde (Tschachtlan). Es bieten sich auf den betreffenden Abbildungen aus späterer Zeit häufig interessante Scenen dem Auge dar, die besonders auf das Familienleben der Reisläufer Rücksicht nehmen (Stumpff).

Der Sanitätsdienst endlich wird von allen Illustratoren, die ihn überhaupt abbilden, den Geistlichen zugeteilt. Tschachtlan läßt Mönche, Edlibach und J. R. Manuel Nonnen (Beguinen) die Verpflegung der Verwundeten übernehmen — eigentliche Feldscherer existierten also nicht bei den Eidgenossen des 15. Jahrhunderts. Sie bedurften derselben auch wohl kaum, denn weder gaben sie, noch erhielten sie Pardon von ihren Gegnern, und dem entsprechend werden wohl die meisten Wunden absolut tödliche gewesen sein.

## II.

Die altschweizerische Taktik hat keinen gemeinsamen Ausgangspunkt für die einzelnen Orte. Während die Eidgenossen der Urschweiz nur darauf bedacht sein mußten die durch den Einfluß des Terrains gewöhnlich schon in Unordnung gebrachten Kolonnen der meist ohne Sicherheitsdienst vordringenden Ritterheere zu vernichten, waren die Städte in der Zwangslage die feindlichen Haufen (Kavallerie wie Fußvolk) durch eigentümliche taktische Bewegung zum Weichen zu bringen. Die Schweizer des Gebirges nahmen den Vorteil des Angreifers im Defilégefecht für sich in Anspruch, jene der Hochebene hatten zumeist ihren Gegnern auf flachem Felde zu begegnen. So kämpften denn auch alle die alten Eidgenossen vor-



zugsweise in aufgelöster Ordnung; sie bedurften kräftig wirkender Schlagwaffen, wie z. B. der Halmbarte, sollten die Kürasser sicher den Streichen erliegen. Der Städter aber im Gegensatz dazu brauchte vor Allem die Stoßkraft des fest zusammengeschlossenen Haufens und im weiteren dann eine große Übung in der Handhabung der Fernwaffen. Doppelt so lang wie die Ritterlanze hatte der Schweizerpieß vor dieser einen bedeutenden Vorzug. Als sich endlich im Beginne des XV. Jahrhunderts die Eidgenossen der verschiedenen Orte mehr und mehr zusammenschlossen, um gemeinsame Angriffs- und Verteidigungskämpfe zu führen, änderten sie die Taktik insofern als von nun an den Spieß den Angriff und den abwehrenden Halmbarten aber die Verfolgung, kurz gesagt das Dreinschlagen zugeteilt ward. So werden dem entsprechend auf den Abbildungen die Marschkolonnen immer derart gezeichnet daß die Spießgesellen die Halmbartenknechte in die Mitte nehmen, damit diese bei einem etwaigen Übergang in die Gefechtsformation vor dem ersten Ansturme der Feinde sicher sind. Diese Deckung des Kerns der Armee — und das waren die Halmbarten wie die eidgenössischen Darstellungen überzeugt nachweisen, noch bis weit in das XVI. Jahrhundert hinein — wird besonders gut von einem Illustrator des Stumpffschen Werkes vorgeführt. Der häufig wiederkehrende Holzschnitt schildert einen marschierenden Haufen, der auf der Flanke ganz zu äußerst von Hundeln gesichert wird. (Diese Leutern sind jedenfalls die letzten Reste der bekannten Kampftruden in den Schweizer Heeren, St. Jakob a. d. Sihl, Murten u. s. w.). — Eine zweite Reihe wird durch einzelne Reiter gebildet, die mit Armbrüsten Handrohren und Halmbarten bewaffnet sind. Dann erst folgen die Spießgesellen, welche die Halmbartenknechte und die Schützen umgeben und decken. Die Reiterei in der Schweiz hat übrigens schon früher selbst größere Aufgaben des Auspäherdienstes übernehmen müssen; Edlibach gibt zu wiederholten Malen eine Illustration — z. B. anläßlich der Belagerung von Zürich 1444 — auf der die Reissigen bis weit hinunter an den See in das Gelände hinein Streifzüge unternehmen.

Das Übergehen aus der Marschkolonne in die Angriffsformation war naturgemäß verschieden je nach der Art und Aufstellung des Gegners. Hatte man es mit Reiterei zu thun, so ward zumeist ein Viereck, (Anäuel, Tegel) gebildet, die Halmbarten hielten sich dann im zweiten Treffen, die Schützen aber auf dem Flügel. Eine derartige Gruppierung schildern besonders deutlich und übersichtlich sowohl der Holzschnitt von der Dornacher Schlacht wie auch die Miniatur



Edlibachs, welche die Schlacht bei Murten zum Vorwurfe hat. Letzterer läßt zuerst die Schützen in Aktion treten, denn sie feuern schon auf die attackierende burgundische Reiterei, während die Spießknechte sich erst formieren. — Gedachten die Eidgenossen Infanterie oder abgeseffene Reisige anzugreifen, so bildeten sie den Keil, dessen lebendige Spitze ein verlornen Mann war (Winkelried) indes die Basis zunächst kaum anders zur Verwendung gelangte als durch Druckäußerung auf die Borderleute. Später mußte jedenfalls hin und wieder eine Frontveränderung vorgenommen werden, welche es erlaubte, die hintern Glieder mittelst Aufmarsch gegen die Flanke hin zur unmittelbaren Verwendung im weiteren Kampfe, zur Überflügelung des Feindes zu bringen. Im Kampfe gegen aufgeschlossene Reitermassen in kuppertem Terrain entschied endlich keine taktische Figur, sondern die Körperkraft jedes Einzelnen, und seine Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen, zu denen in diesen Momenten auch die „handvölligen“ Steine (St. Jakob an der Birz) zu rechnen sind.

Hierfür liefern schöne Beispiele Tschachtlan und Stumpff auf ihren Bildern der Schlacht am Morgarten (15. Nov. 1315). Während nämlich die Ritter auf den Ruppen der den Ägerisee begrenzenden Hügelzüge sich vorwärts bewegen, ist die Infanterie aus den östreichischen Städten im Marsch auf der alten Straße nach dem Sattel begriffen. In der Höhe der Kapelle St. Wit findet der Zusammenstoß statt. Die Eidgenossen stürzen im Schwarm formiert aus dem den oberen Teil des „Morgarten“ bedeckenden Walde hervor. Sie schleudern zunächst handvöllige Steine, worauf das Einhauen in die schmale, verwirrte, östreichische Marschkolonne vor sich geht. Auch die weitere Phase der Katastrophe, die Flucht durch den See wird illustriert.

(Tschachtlan wie Stumpff teilen den Eidgenossen nur wenige Halmbarten zu. Die Illustratoren waren eben Städter, die ihre eigenen Erfahrungen bildlich ausführten. Weit historischer handelt in diesem Falle der Berner Schilling anlässlich seiner Darstellung der Schlacht von Sempach. Seine Eidgenossen führen dort Halmbarten, unter deren Schlägen die Ritterlanzen zersplittern).

An die Stelle des geworfenen und geschleuderten Steines tritt im Laufe des XV. Jahrhunderts die Fernwaffe, deren taktische Verwendung schon geschildert ward. Ein recht instruktives Bild für den Sturm auf flüchtige Befestigungen giebt sowohl Edlibach in seiner Darstellung des Gefechtes am Hirzel (24. Mai 1443) als auch N. Schradin bei der Schlacht von Fraßtenz (20. April 1499).



1. Die Leze am Hirzel lehnt sich mit der Rückseite an einen Wald, während die linke Flanke nur durch eine ziemlich steil abfallende Halde gedeckt wird. Die zürcherische Besatzung dieser durch gefällte Bäume verstärkten Position ist mit Halmbarten bewaffnet. Die Eidgenossen stürmen im Lauffschritt heran. Sie haben zwei Kolonnen gebildet, von denen die auf dem rechten Flügel (Zug und Bern) nur Halmbarten führt, diejenige links aber (Uri, Luzern, Glarus und Unterwalden) einzig mit langen Spießen bewehrt ist. Diesem letzteren Trupp ist die Aufgabe zugefallen, die Zürcher durch das Berhau hindurch zu schädigen und ihre Aufmerksamkeit abzulenken, indeß die Halmbartenleute es mit aller Energie versuchen, in die Leze einzudringen.

2. Auf drei Seiten durch den Wald und einen Erdbuckel bedeckt, wird die aus entlaubten Stämmen gebildete Verschanzung von Schützen verteidigt. Auch hier ziehen die Eidgenossen in zwei Kolonnen getrennt, heran. Die eigentliche Sturmsäule führt ebenfalls Halmbarten, der Demonstrationstrupp wiederum lange Spieße.

Eine Zusammenfassung aller gebildeten Angriffsarten ergibt demnach folgende Resultate: a) Das Viereck (Knäuel, Jgel), welches nur für den Zusammenstoß mit der Reiterei verwendet wird. Spießentwechte bilden in ihm das erste Treffen, die Schützen halten sich auf der Flanke, die Halmbarten in der unmittelbaren Reserve. Den Letzteren fällt die Hauptthätigkeit erst während des entwickelten Gefechtes und bei der Verfolgung des fliehenden Feindes zu. b) Der Angriff in aufgelöster Ordnung. Er wird beim Kampfe im kouierten Terrain in Anwendung gebracht, und mit dem Werfen von Geschossen eingeleitet, worauf erst der eigentliche Zusammenstoß Mann an Mann erfolgt. c) Der Keil für den Angriff auf Fußvolf &c. Die Schlachtordnung marschirt in Form eines gleichseitigen Dreiecks auf, dessen Spitze durch einen bewährten Streiter gebildet wird. Die Kraft des Stoßes wird durch die Tiefe der Aufstellung bedingt; gelingt der erste Ansturm nicht, so sucht die Basis des Dreiecks den Gegner zu überflügeln und die Schwäche seiner Flanken auszunutzen. d) Die Doppelkolonne greift flüchtige Befestigungen an. Der Haupthaufen führt Halmbarten, die zweite Kolonne lange Spieße, sie hat zu demonstrieren, den Anlauf vorzubereiten und diesen dann wohl auch von sich aus zu unterstützen. Für die Abwehr kommen — außer dem Dienste in einem flüchtig oder permanent besetzten Plaze — nur zwei Fälle in Betracht, nämlich die Abwehr von Angriffen des Fußvolks oder der Reiterei. Als Typus hierfür mag das Bild des Gefechtes am Schwaderloch



(11. April 1499) in der Chronik von N. Schradin herangezogen werden.

Die Eidgenossen sind auf zwei Glieder rangiert, welche mit dem Rücken gegen einander gewendet, einen sogenannten Igel bilden. Das Glied auf der linken Seite des Holzschnittes hat es mit feindlichen Reissigen zu thun, der rechte Flügel aber wehrt das schwäbische Fußvolk ab. Links arbeiten die Spieße, die über Kreuz gefällt sind, rechts dienen sie nur als Demonstration, den Halmharten fällt dort die Hauptarbeit zu.

Die Abwehr kennt nur eine taktische Figur, den Igel! Auf seiner sichern und raschen Bildung, seinem energischen Widerstande beruhte allein das Heil bei einem plötzlichen Angriffe durch Reiter- und Fußwärme. Dem eingeschlossenen Igel durch einen kräftigen Vorstoß Luft zu machen, ward der Reserve vorbehalten und in dieser glücklichen Verbindung von Offensive und Defensiv ist das Geheimnis der kriegerischen Erfolge der Eidgenossen zu suchen. Es war wirklich „nicht die Zahl“ noch auch „das künstliche Gewehr“, welches die alten Schweizer über ihre mächtigen Gegner siegen ließ, sondern die Eintracht, der Mut und die so glücklich den obwaltenden Verhältnissen angepasste Taktik. —

Wir können den Abschnitt nicht wohl schließen, ohne jener Feste zu gedenken, die seit Jahrhunderten die Wehrhaftigkeit der Eidgenossen zeigten und die überhaupt wohl schweizerischen Ursprungs sind.

Seit den ersten Erfolgen der jungen schweizerischen Eidgenossenschaft, seit den Tagen von Näfels und Sempach haben die schweizerischen Mannen auch ihren Stolz und ihre Ehre in die kühne und geschickte Handhabung der Schußwaffe gesetzt, die zunächst Armbrust (oder Gibe) gegen Ende des XV. Jahrhunderts allgemach dem Feuerrohr Platz zu machen begann. Die erste Kunde freilich, die wir von einem größeren und etwa allgemeinen Freischießen haben datirt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Anno 1441 wurde ein solches in Freiburg im Uechtland, 1442 gleicherweise zu Bern gefeiert. Tschudi, der bekannte Chronist, der auch der Kulturgeschichte gerne ein Plätzchen einräumt, hat uns den vollständigen Schießplan des Schießens von Sursee, 1452, überliefert. In das Jahr 1456 fällt die erste Hirsdbreifahrt der Zürcher nach Straßburg und neun Jahre später findet sich eine Festausschreibung der mächtigen Limmatstadt vor.

Von 1452 bis 1475 ist allem Anscheine nach ein regelmäßiger, jährlicher Turnus dieser Feste vorhanden gewesen; vom Jahre 1492



an aber allwo zu Bern die letzte Schützengemeinde tagte, hat keines mehr bis 1504 stattgefunden, und dieses, dem unsere Darstellung gilt, war das größte in der alten Eidgenossenschaft. — Die schon erwähnte Schützengemeinde hatte an die allmächtige Tagsatzung die Bitte gerichtet, wiederum einen Turnus, gleich dem ehemaligen eintreten zu lassen, aber die Tagsatzung ließ aus guten Gründen das Traktandum „vom Sitzungstische fallen.“

Warum denn wohl? — Man wird vielleicht sagen, wegen der beginnenden Italienerkriege oder des blutigen, alle Kräfte beanspruchenden „Schwabenkrieges“ von 1499. Durchaus nicht. Die Tagsatzung scheute die Schützenfeste, weil sie bei dem Zusammenströmen der bewaffneten Jungmannschaft Gelegenheit gaben, „schlimme“ Verabredungen zu den damals allgemein üblichen Freischaarenzügen zu treffen, die dann der Tagsatzung leicht hätten diplomatisches Kopfzerbrechen machen können.

Der zuletzt erwähnte Feldzug hatte tiefe Wunden geschlagen, und die hochlöbliche Eidgenossenschaft mit ihren „frummen“ deutschsprechenden Nachbarn erzürnt und verfeindet; es galt nun schon aus politischer Klugheit, das Erlittene in Vergessenheit zu bringen und die alten Wunden schmerzlos vernarben zu lassen. Was gab es da wohl Besseres zu ersinnen als ein Bruderschaftsfest, und welches Fest konnte sich wohl schöner, herrlicher und volkstümlicher gestalten, als ein Freischießen?

Zürich, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in Wahrheit der erste Ort, beschloß das Risiko — wie man wohl heute sagen würde — des Festes auf sich zu nehmen und demnach anno 1504 ein Freischießen zu veranstalten, das später um seiner Pracht und reichen Gaben willen das „ehrliche“ genannt wurde.

Schon 1502 begann man mit den Vorbereitungen. Noch heute finden sich die gedruckten unausgefüllten Einladungsschreiben im Privatbesitz zürcherischer Familien, und einige solche, adressirt an süddeutsche Reichsstädte, sah der Verfasser im Nürnberger „Germanischen Museum“. Diese Ausschreiben sind zugleich die ersten Drucksachen, die in Zürich gefertigt wurden; denn die Staatskanzlei, deren Pflicht es sonst gewesen wäre, hätte die Flut der abzusendenden schriftlichen Einladungen nicht zu bewältigen vermocht.

Natürlich ging der Höflichkeit halber an den im Schwabenkriege so schwer gekränkten „Römisch Rüng“ Maximilian die erste Einladung ab, dann folgten solche an befreundete und bekannte Städte, selbst Gent und Antwerpen, London und Paris erhielten diese Beweise der Wertschätzung, ob aber Bürger dieser Orte am



Schießen wirklich teilnahmen, ist unbekannt und fraglich. — Auch über die Finanzverhältnisse liegen Nachrichten vor. Der Rat der zweihundert bestellte Marcus Röst, den damaligen Seckelmeister mit der Oberleitung des Ganzen, und daß er die Sache gut geführt, beweist wohl hauptsächlich der Umstand, daß ihn die Bürgerschaft 1505, also kaum ein Jahr nach dem Feste, mit der höchsten Würde, dem Bürgermeisterposten bekleidete. — Im Komite haben damals ebenfalls — genau wie heute noch, geizige Leute gesehen, die aller Orten sparen und dadurch alles Großartige kleinlich gestalten wollten. Wir wollen hiefür nur eines Beispiels gedenken.

Die höchste Gabe betrug laut Schießplan 110 Gulden; da hieß es denn im Komite, man dürfe von den Geldgaben schon zehn Prozent streichen, also nur 99 Florin auszahlen, das wäre nun noch immer genug. Aber der Seckelmeister wußte alle Bedenken zu besiegen, und so geschah es denn, daß man sich nicht geizig, sondern sogar ungemein großartig in Geldangelegenheiten für die Zukunft zeigte.

Über die eigentliche Finanznot half man sich kühnlich weg mit der Aufstellung eines „Glückshafens“, d. h. durch eine Lotterie, in die man einige Klapparte einsetzte, um dadurch vielleicht 110 Gulden zu gewinnen.

Noch bewahrt das Zürcher Staatsarchiv uns die Namen derer, die „dem Glücke die Hand boten“. Es sind deren über 30,000 aufgezählt und mag wohl aus dem Kanton Zürich keine Familie gefehlt haben. So ergäbe das ein eigentliches Personalverzeichnis, wie nirgends sonst vorhanden.

Doch kommen wir zum Feste selbst!

Man muß es dem Seckelmeister lassen, er war ein schlauer und vorsichtiger Mann, der hauptsächlich dafür Sorge trug, daß sich kein Mißton in die allgemeine Freude mischte. Wie in diesem Jahrhundert bis zum Jahre 1859 der Kampf wütete zwischen Stand- und Feldstutzer, so handelte es sich damals darum, Armbrust und Feuerrohr gegeneinander zu vertreten. Hätte nun das Komite ein gleichzeitiges Schießen beider Waffen veranstaltet, so vermochten leicht Hohn und Stichelreden der Parteien es zu einer blutigen Schlägerei mit obligaten Todtschlägen zu führen.

So ließ man das Armbrustschießen vom 12. bis 28. August und das Büchschenschießen vom 2. bis 16. September stattfinden an welch' letzterem Tage auch die Ziehung im Glückshafen geschah. Als Platz war der Ort des alten Schützenhauses dort ge-



wählt worden, wo heute der stattliche Bahnhof der Nordostbahn sich erhebt, Die Distanzen betrugen 60 und 100 Schuhe, auch wurden schon Rehrscheiben verwendet.

Die Schweizer und besonders die Züricher scheinen entweder nicht viel Glück oder sonst große, diplomatische Bescheidenheit besessen zu haben; die ersten Gaben gewannen Tyroler (Thürholzer) und Süddeutsche, während wir speziell Zürcher nur sehr wenige und mit den geringsten Gaben bedacht aufgezeichnet finden. — Die Einrichtung des Glückhafens, die man der Basler Messe entlehnt hatte, bewährte sich vollkommen; denn der Rat und die Bürgerschaft hatten nur ein kleines Defizit zu decken nötig. Erwähnen wir noch, daß der Rat auch die Verpflegung seiner Gäste übernommen hatte, den bescheidenen Zeitläufen gemäß aber nur See- wein — hoffentlich keinen Bendlifoner —, Most, Käse, Brot und Apfelschnitz lieferte, wohl aber die Schützen auch mit freiem Quartier versorgte. Wie Alles hergegangen, berichtet uns die Chronik des damaligen Zürcher Stadtschreibers, der sich sogar zu drei Illustrationen verstieg, die das Armbrust-, das Büchsen-schießen wie endlich die Ziehung im Glückshafen darstellen. Alles fein säuberlich auf Pergament entworfen und gemalt, ein zeitgenössisches Charakteristikum.

Das war das große Zürcher Freischießen von 1504, das letzte allgemeine Schützenfest der alten XIIIörtigen Eidgenossenschaft. Die Italienerkriege und die Reformation, Marignano und Kappel ließen freudige Stimmung nicht aufkommen. Fürderhin finden wir die Seltsamkeit der konfessionellen Schießen, die dann der immer finsterer werdenden puritanischen Zeitanschauung ebenfalls weichen müssen.

Erst dieses Jahrhundert, das Jahr 1824, brachte uns in Aarau die Wiederaufnahme der alten Sitte, und von Stund an spielten die Schützenfeste eine hohe politische Rolle. Auf denselben, das darf kühnlich behauptet werden, ist die innere Freiheit und Selbstständigkeit der Schweiz gegründet worden, und darum sollen sie den kommenden Geschlechtern stets ein Zeichen sein, daß die Schweizer von jeher die Waffe und die Freiheitsliebe von einander nicht zu trennen wußten. —





## VI.

### Bürgerliche Wohnungen im Zeitalter der Renaissance.

---

Seitdem das deutsche Kunstgewerbe die französischen Vorbilder überflügelte, seitdem die Deutschen sich als eine geeignete Nation fühlen, ist es in fast allen germanischen Landen Mode geworden, den Stil der Renaissance so viel als irgend möglich zum Ausdrucke zu bringen.

Diese Vorliebe unserer Zeit für das Alte, unvergänglich schöne, bringt freilich oft den Übelstand mit sich, daß höchst barocke Gegenstände als Nachahmung von Renaissancemustern bezeichnet werden. Dennoch schließt das Streben, dem nationalen Kunstgewerbe kräftige Unterstützung zu teil werden zu lassen, unleugbar einen erhebenden Gedanken in sich. Nachdem die alten prächtigen Muster, welche zu jener Zeit entstanden, da deutsche Kunst und deutsches Wesen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus hohen Ruhm und Ansehen genossen, aus dem Dunkel der Museen, in denen sie so lange geschlummert haben, wieder erstanden sind, sollen sie jetzt zum Allgemeingut des ganzen Volkes werden.

Das Bürgerhaus des 16. Jahrhunderts, wenigstens jenes, welches den reicheren Klassen der deutschen Bevölkerung diente, unterschied sich vorteilhaft von den heutigen großstädtischen Bauten durch eine auffallende Raumverschwendung. Mit grauer Wetterfarbe angestrichen, stand des wackeren Meisters Wohnsitz, freundlich aus seinen zahlreichen Fenstern herausblickend. Ein einfacher, aber gediegener Kunstgeschmack leitete den Bauherrn bei der Anlage, wenigstens soweit es die äußere Gestaltung betraf, im Innern dagegen möchte sich mancherlei finden, das dem Kinde der Neuzeit recht unschön und unbeholfen erschienen wäre.



Mit Vorliebe setzte man zwischen das Haus und den eigentlichen Straßenweg, der damals zumeist noch ungepflastert war, eine 2 bis 4 Meter hohe Arkadenbaute, die unter das erste Stockwerk hinein gerückt, dem Fußgänger gestattete, auch im schlechtesten Regenwetter mit trockenen unbeschmutzten Schuhen den Bestimmungsort zu erreichen. Diese „Lauben“, welche sich in der prächtigsten Ausführung noch heute in der alten Zähringerstadt an der Aare, in Bern finden, gaben dem ganzen Bilde ein wuchtiges, etwas schwerfälliges Ansehen. Unter ihnen spielte sich der gesamte Handel und Wandel der Stadt ab.

Der das Auge am lebhaftesten anziehende Punkt der Hausfront war die Thüre. Sie schied gewissermaßen das intime Leben, die Familie von der Öffentlichkeit, sie war das eigentliche Symbol des stolzen Wortes: „Für mich ist mein Haus eine Burg! — Galt es doch für eine harte, ehrenrührige Strafe, das Ausheben des Thorflügels durch die Stadtknechte, auch trat sie nur ein, wenn der Besitzer seinen Verpflichtungen gegen das Staatswesen bezüglich der Steuerzahlung nicht nachgekommen war. Die Form der Thüröffnung weist hinsichtlich der Größe und Stilisierung die stärksten Unterschiede bei den einzelnen Bauten auf. Das Haus des reichen Handelsherrn bedurfte einer Art von gewaltigem Schlunde, um dem breiten Flur, auf welchem die Waaren aus- und eingepackt wurden, bequemen Zugang gestatten zu können. Das still sitzende Patriziat, der eine Kunst oder ein Handwerk treibende Bürger wird Thore geliebt haben, die sich ohne allzu große Mühe öffneten. Überall aber wurden, der größeren Sicherheit in jenen unruhigen Zeiten halber, nur der einzelne Flügel verwendet, und fast immer finden sich bald einfach gebogene, bald gotisch gespannte Wölbungen, die hin und wieder auch auf Viertelsäulen ruhen. Das dicke eichene Holzwerk, durch mehrzöllige Balken verstärkt, nach außen mit eisernen Platten beschlagen, schützte mit schwerfälligen Schlössern und plumpen Riegeln den Eingang, und wer diesen gewinnen wollte, dem stand ein Klopfer zur Verfügung, um die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sein Kommen zu lenken. In dem Klopfer — vielleicht wohl ein Löwenkopf, der eine zierliche Schlange im Rachen trägt — war nicht selten ein Meisterstück der Schmiedekunst zu begrüßen, er vertrat damals aufs Beste die nüchterne Hausglocke, welche erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in allgemeine Aufnahme gelangte. Ein weiterer Schmuck der Thüre war das an der Wölbung angebrachte Wappen des Besitzers mit dem nicht selten jenes der holdseligen Gattin, sofern sie die Mittel



zur Errichtung des stattlichen Hauses in die Ehe gebracht hatte, auf das innigste verbunden war. Ueber diesem Ausdrucke der Mobilität durfte ein frommer oder ein launiger Spruch nicht fehlen, der neben den Namen die Gebäude anstatt der neuzeitlichen Nummern von einander unterschied. Hierin ward der Phantasie ein großer Spielraum gelassen, oft führten die Häuser die sonderbarsten Bezeichnungen, welche vorzüglich dem Heiligenkalender der Bibel oder der antiken Geschichte entlehnt wurden. Einer der merkwürdigsten Hausnamen ist gewiß „die eiserne Zeit“, welcher nicht selten in Schweizerstädten angetroffen wird und deutlich seine Entstehung im Jahrhundert der Religionskriege erkennen läßt.

Damit war die Ausschmückung der Front nicht abgeschlossen. Es gab ja noch viel Platz, auf dem ein mehr oder minder geübter Malerpinsel sich tummeln konnte, und Stoff für die Fresken lieferten im Überflusse die Stadtgeschichte neben der heiligen Schrift, die Lebensbeschreibungen des Plutarch und die Kaiserbeschreibungen Suetons, die Heiligenhistorien und die Novellen Boccacios. Die Arbeit mochte sich lohnen; denn selbst Hans Holbein der Jüngere gab sich noch mit ihr ab, nachdem er schon aus Italien heimgekehrt war, wie dies unter anderem das Hertensteinhaus in Luzern und jenes zum „Tänze“ in Basel beweisen.

Nach dem Überschreiten der steinernen Schwelle empfing den Besucher ein kühler, mit großen viereckigen Platten gepflasterter Flur, von dem aus die verschiedenen Stockwerke durch breite, bequeme Holztreppen zu erreichen waren. Das Erdgeschoß selbst diente gewöhnlich als einfaches Magazin höchstens noch als Verkaufsladen; die eigentlichen Comptoirs und Schreibstuben, die Werkstätten suchten um das Licht der engen Gasse abgewinnen zu können, die höchst gelegenen Räume auf. Dennoch galt es als feststehende Regel dem Flur und den Stiegen eine freundliche Helle zu theil werden zu lassen, dafür sorgte dann das große Fenster an der Rückseite des Hauses, gegen den Garten hin. Die Bauten, welche heute die Flure verdunkeln, entstammen erst jener Zeit, in der man anfang, jeden verfügbaren Raum auszunutzen.

Vom Hausflur aus ging es durch die Vermittlung einer Fallthüre hinab in den Keller. Aus gewaltigen Granitblöcken zusammengesetzt, die vielleicht schon als Grundmauern für einen der städtischen Ritterthürme des Mittelalters gedient hatten, gaben die stützenden Pfeiler die sicherste Basis des ganzen Baues ab. Ueberdies zeichnen sich die alten Keller gerade wegen dieser gewaltigen Anlage, dieser verblüffend kostspieligen Materialverschwendung ge-



wöhnlich durch ihre Trockenheit aus, während die verhältnismäßig bedeutende Tiefe der ursprünglichen Bodenausschachtung eine fast niemals schwankende Temperatur mit sich bringt.

Über das Erdgeschoß bauten sich zwei bis drei Stockwerke auf, von denen das erste wohl dem Hausherrn selbst, das zweite etwa seinen jung verheirateten Erben, das dritte aber der Arbeitsstätte Unterkunft bot. Endlich folgte dann noch der „Estrich“ und die Zinne, von welcher später die Rede sein wird. Licht und Luft erhielten alle Wohnräume durch eine große Anzahl von Fenstern der verschiedensten Größe und der unregelmäßigsten Anordnung, da sie zum großen Teil erst nach Fertigstellung des ganzen Baues dem gerade sich fühlbar machenden Bedürfnisse entsprechend, durchgebrochen wurden.

Auf dem hochgegiebeltem, mit Ziegeln bedeckten Dache endlich erhob sich, begrenzt von der in Absätzen nach oben sich verjüngenden Brandmauer ein anderer Aussichtspunkt, die „Zinne“. Tags über trocknete hier das Linnen, abends aber verweilte man dort in der erquickenden kühlen Luft bei traulichem Geplauder, indes der Straßenlärm nur dumpf sich hörbar machte und der Wetterhahn auf dem hohen, vielfach noch aus Holz erstellten Schornsteine leises Knarren ertönen ließ.

Doch zurück in's Haus!

Der eigentliche Wohnboden im ersten Stocke besaß neben der Küche gewöhnlich nur drei bis vier Zimmer, deren Thüren sämtlich auf den mit gewaltigen Wandschränken ausgestatteten Vorplatz mündeten. Hier war der eigentliche Versammlungsplatz der Familie, hier wurde gegessen und der geringere Besuch empfangen; denn das sogenannte Wohnzimmer diente als Brunksaal, den man nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, gleich unserem Salon betrat. Mit dem Vorplatze, sowohl als auch direkt mit der Küche stand ein hölzerner Gang „die Sommerlaube“ mittelst einer Glasthüre in Verbindung. So schmucklos nun dieser Ort der Erholung auch gestaltet war, so prächtig mußte dem Auge die Einrichtung des Wohnzimmers erscheinen.

Schon die freilich nicht allzu breite und zu hohe Thüre, welche in dieses Heiligtum der Hausfrau führte, besaß eine gediegene Ausstattung; denn auch der Bescheidenste forderte für die Oberschwelle etwelches Schnitzwerk und flache Cassetierung. In reicheren Kreisen herrschte der Geschmack, den Eingang durch harthölzerne Säulen, die ziemlich stark ausluden, zu begrenzen. Besonders auf die Thürfüllung und das Eisenwerk des Schlosses ward viel Sorgfalt bei



der Auswahl von passenden Mustern verwendet. Das Zimmer selbst hatte um die bessere Erheizung im strengen Winter zu erzielen, eine verhältnismäßig geringe Höhe bei mehr als ausreichender Beleuchtung. Die Decke mußte kassettiert, die einzelnen dadurch entstandenen Felder mit kleinen Gemälden, vielleicht den Kopien der Münsterischen Kosmographen ausgefüllt werden; rund um die Wände zog sich ferner dunkel gehaltenes Tafelwerk, dessen oberste Leiste in Manneshöhe die Erweiterung zu einem Schaftbrette erfuhr.

Für den Fußboden wählte man entweder gefelderte Pflasterung, oder in selteneren Fällen parketähnliche, harthölzerne Dielen. Zur Bedeckung wurden hin und wieder Teppiche verwendet, meistens jedoch mußten diese kostbar gestickten Wolltücher als Tapeten dienen bis vielleicht ein feierlicher fürstlicher Einzug die herrlichen Gobelin, auch aus den Fenstern wehen ließ. Diese letzteren, mit dünnes Kreuzstöcken und viereckig länglicher Anordnung besaßen in den wohlhabenderen Häusern schon allgemein gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts halbweiße, quadratische oder oblonge Glascheiben, während die runden, groben undurchsichtigen und in Blei gefaßten „Buzen“ den ärmeren Klassen und der Landbevölkerung verblieben. Vorhänge duldete die Zeit nicht, das Licht hatte ja überreiche Mühe, sich den Eingang in die Zimmer der unteren Stockwerke zu erkämpfen, aber dafür deckten die Fensteröffnungen des Erdgeschosses kräftige, doch zierlich geschmiedete, in Schneckenform nach unten auslaufende eiserne Gitter; es war dies in Anbetracht des häufigen Gaunergefindels eine sehr notwendige Vorsicht. Für den Schutz der oberen Etagen gab es Schiebeläden mit derbem Metallbeschlage als Schmuck aber die transportablen Glasmalereien,

Doch auch die Frescomaler, die Kunsttöpfer und die Goldschmiede fanden reichlich Gelegenheit, um sich an der Ausschmückung des Wohnzimmers zu bethätigen. An den nicht durch Gobelin bedeckten Wänden wollte man bunte Schilderungen aus der Familiengeschichte sehen, die Öfen mußten schön geformt und wappengeschmückt moralische Sinnsprüche auf ihren Kacheln enthalten, die leeren Stellen auf den Schäften und dem Buffet endlich, hatten kostbare Gefäße aus Edelmetall zu tragen, sollte das Zimmer in jeder Hinsicht dem Zeitgeschmacke entsprechend ausgestattet sein. Das Haus des Patriziergeschlechtes Hertenstein in Luzern liefert für diese Zeit ein entsprechendes Beispiel. So hatte Holbein mit dem ihm eigenen Humor die Wandmalereien des Festsaales entworfen. Da sah man denn den „Jungfernbrunnen“ in drastischer Vollendung neben einem Jagdzuge des kunstfreundlichen Hausherrn



und einer „Bettlerfuhre“ wie sie damals so häufig in der Schweiz, dem klassischen Boden des Reislaufens und der Heimatlosigkeit gesehen ward. Die Trinkgefäße endlich spielten in ihren getriebenen Arabesken nicht selten auf zeitgenössische Schwänke an, mit denen sich dann der Gedanke an den Tod in sonderbarster Weise vermischte.

Weit einfacher ward die Ausstattung mit Möbeln gehalten. Das Buffet, der Speiseschrank, in dem wertvolles Silberzeug und derbes Tafellinnen, kostbare Gläser Benedigs und blinkende Kristallschalen aufbewahrt wurden, bildete den einzigen verschließbaren Gegenstand des ganzen Raumes. Hier wie auch bei dem gewaltigen Tische, dessen, durch eine breite Fußleiste verbundenen, dachartig von einander strebenden, sauber abgedrehten Füße den Mittelpunkt des Zimmers abgaben, ward dunkles Eichenholz jedem anderen Materiale vorgezogen. Die Bänke und Stühle hingegen, nicht selten ledergepolstert, fertigte man auch oft aus Buchenstämmen. Neben dem Buffet fand sich das Waschbecken mit darüber aufgehängtem zinnernem Wasserschaff. Es besaß vielleicht die Form eines Delphinleibes, indeß das Handbecken eine Muschel darstellte, und war — in Anbetracht des Mangels an Gabeln — ein wichtiger Gebrauchsgegenstand für den Abschluß der Mahlzeit.

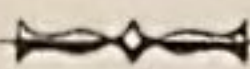
Neben dem Wohnraum ist das Schlafzimmer zu suchen. Weit einfacher als jenes ausgestattet, des Ofens ermangelnd, stach besonders das gewaltige, gleich lange wie breite Himmelbett in die Augen. Ziemlich niedrig mit dicken Wolldecken und einem ledernen Kopfkissen aufgerüstet, entbehrte das wuchtige Gestell nur selten einer Ausschmückung durch bildliche Darstellungen. Ein weiteres Prachtstück dieses sonst ziemlich nüchternen Gemaches war der blanke Metallspiegel, welcher erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts den Fabrikaten der Lagunenstadt wich. — Die Küche allein und ihre Einrichtung blieb noch bis in unser Jahrhundert den alten Überlieferungen getreu. Der gedeckte Herd, die „Kunst“ — bestand aus einfachen Ziegelsteinen, auf den offenen Löchern brodelten die eisernen Töpfe an langen Ketten hängend, indeß das Hauptstück der Mahlzeit, der kräftige Braten an einem Spieße über dem hellen Feuer in freier Hitze unermüdlich sich drehte.

Das Geschirr, blankes Zinn, braune Trdentöpfe und festes, buntglasiertes Steingut bildeten nach wie vor neben dem schweren Waffeleisen und einigen Kuchenformen den Hauptstolz der Köchin. Einen Vorrat an Wasser hielt man sich in kuppelförmigen „Gelten“ und das für die Zuspäße nötige Gemüse lieferte der Garten, dessen



schattige Obstbäume auch den kühnenden Hastrunk den „Most“ und die beliebten gedörrten Aepfelschnitze hergaben.

Ruhig floß im Allgemeinen das private Leben dahin, war es doch eine Seltenheit, wenn der Durchschnittsmensch eine Reise von wenigen Stunden zurücklegte. Er wirkte nur für das Haus, für seine Stadt, die beide ihm alles bedeuteten, von denen ihn nur der Tod trennte. — Aber gerade durch dieses starre Festhalten am Hergebrachten, diesem Verweilen am Orte, der ihn geboren, wurde die Vaterlandsliebe des Schweizer Bürgers gestählt. — Ihr allein ist es zu verdanken, wenn der nachfolgende dreißigjährige Krieg nicht allen Sinn für das unglückliche, zerrissene Reich untergehen ließ. — Dieser steten Treue des Bürgers muß es zugeschrieben werden, daß die geschlagenen Wunden in so verhältnismäßig kurzer Zeit sich schlossen und heilten. Sie ist der hervorragendste Zug des germanischen Bürgertumes immerdar geblieben, wie sein altes Haus auch den fernsten Geschlechtern noch als der Ausdruck einer gemütvollen Liebe für das Familienleben erscheinen wird! —







## VII.

### Ein Räuberhauptmann des XVI. Jahrhunderts.

Wie so viele Städte des Reiches war auch St. Gallen gegen Ende des XV. Jahrhunderts zu Macht und Ansehen gelangt. Es hatte den Abt in seine Klostermauern zurückgedrängt, war Bündnisse mit Eidgenossen eingegangen und die Herren der Umgegend suchten das Burgrecht und damit seinen Schirm und Schutz.

Anno 1474 kam es dazu, daß sich Ulrich Freiherr von Sax, der später so berühmte Führer der Eidgenossen in den blutigen Italienerkriegen und sein junger Bruder mit allem ihrem Besitze in das Burgrecht von St. Gallen aufnehmen ließen. Der Rat sandte darauf sein Mitglied den Heinrich Zyli nach Forstegg, um als Vogt das Gebiet zu verwalten.

Zyli, ein rauher energischer Mann und von Vielen gehaßt, hatte noch von früher einen Spahn mit einem entschlossenen Gefellen, dem Hans Hotterer von Sennwald. Worüber die beiden einander Feinde wurden, ist uns unbekannt, es mögen geringfügige Dinge gewesen sein, die sicher nicht das folgende zu entschuldigen vermöchten. So wird einzig berichtet, der Hotterer habe sich „etlicher looser Ansprachen“ schuldig gemacht. Ganz ähnlich wie 70 Jahre später Michael Kohlhaas, der Märker dem Churfürsten von Sachsen den Frieden aufkündete, weil er von einem ritterlichen Untertanen desselben Schaden erlitten, so sagte Hotterer nach begonnener Fehde gegen Zyli auch der Stadt St. Gallen ab.

Zog ein Bürger ohne größere Begleitung das Rheinthäl hinauf, so überfiel der Räuber ihn mit seiner Bande, die freilich nicht allzu groß gewesen sein mag; auch ward direkt das unbewegliche Eigentum durch Brandstiftung beschädigt. Sein Unwesen trieb



Hotterer auf beiden Rheinufern, besonders aber gaben ihm Bauern in Appenzell Unterschlupf vor seinen Feinden, denen er auch dadurch entging, daß er mit einem Schwimmzeug, welches er beständig bei sich trug, über den Fluß setzte.

Als die Bürger seiner durchaus nicht mächtig zu werden vermochten, Hotterer aber zu Feldkirch in steter Sicherheit saß, wendeten sie sich an die Eidgenossen. Diese begehrten sofort die Auslieferung des Verbrechers von dem (Borger-) östreichischen Vogt, Herrn Jakob von Bodman. Hotterer scheint aber nicht nur bei diesem, sondern auch bei dem edlen Marquart von Gms moralische Unterstützung gefunden zu haben, denn trotzdem auf dem Tag zu Zürich die Räte Sigismund's von Oesterreich sich zu allem bereit erklärten — sie wußten wohl warum — und versprachen „daß Hotterer und seine Helfer in der Fürsten von Oesterreich stetten, schlössern, landen und gebieten niendert enthalten und geduldet, sondern wo beträtten, angenommen und denen von St. Gallen zum rechten gestellt werden solle,“ so erfuhr man sehr bald, daß Hotterer hohnlachend zu Lustenau weile. Nun hatte Sigismund den Bürgern die Erlaubnis gegeben, auch auf seinem Gebiete nach dem gefährlichen Manne zu streifen und so zogen denn am 2. Januar 1475 an 300 Mann über den Rhein. Sie verbrannten den Anhängern ihres Feindes etliche Häuser, nahmen auch einige seiner Gesellen gefangen, doch mußten diese bald, da man ihnen eine eigentliche Schuld nicht nachweisen konnte, frei gelassen werden.

Immerhin hatte der Zug das Gute, daß Hotterer von seinen bisherigen Helfershelfern verlassen ward, und seinen Aufenthalt nach Altstätten und in das Ländchen Appenzell verlegen mußte. Auch hier ward seine Auslieferung zugesagt, doch vermochte es der Räuber einem Bürger im Bruderwald durch schwere Leibesverletzung 25 Gulden abzunehmen, die er dazu verwendete, sich ein Asyl bei dem Rathsherrn Hermann Schwendiner zu verschaffen. „Das bezauret die von St. Gallen, diemyl der selbig landammann auch des Rads und fürnämm was“ sagt der Chronist. Selbst mit List war dem Übelthäter, der allgemach zu einer wahren Landplage geworden nicht beizukommen, denn die Bauern wollten nicht einmal leiden, das die St. Galler „heinlich späch“ aussandten. Man ging schließlich in Appenzell zum äussersten; die Landsgemeinde von 1475 beschloß, eifersüchtig auf die Freiheit ihres Territoriums, daß man jedermann mit Leib und Gut wehren wolle, in den Tälern herumzuspionieren. Da nun gar noch einige Appenzeller auf St. Galler Gebiet brannten und raubten, um die Städter, an



denen sich die Landleute schon lange rieben, das Übergewicht des kräftigen Elementes fühlen zu lassen, so wandten sich die Räte und Bürger noch einmal klagend an die Eidgenossen.

Diese sahen sehr wohl ein, daß schnell und energisch eingeschritten werden müsse, wollte man nicht allgemeinen Brand und Mord besorgen. Am Samstag Judica schrieben sie denen von Appenzell und stellten ihnen kräftig das begangene Unrecht vor. Selbst jetzt noch wollten die Bergleute nicht nachgeben, sie bequemten sich erst, als am Dienstag nach Palmarum den St. Gallern das Recht zugestanden ward „iren sehend im Appenzellerland heimlich und öffentlich zefuchen und zerspähén.“ Hotterer wartete seine Auslieferung nicht ab, sondern floh in's Allgäu, wo er so lange zu bleiben gedachte, bis sich seine Angelegenheit in den Sand verlaufen hätte. Sein Begleiter, der den nom de guerre „der Waibel“ führte, hatte aber in Kempten (Oberbayern) ebenfalls etwas auf dem Kerbholz und die Bürger dieser Stadt boten mit Freuden ihre Hand zu einem gemeinsamen Vorgehen mit den St. Gallern.

Gegen einhundert Gulden und lebenslänglichen freien Unterhalt gewann der Rat einen armen Kemptner Bürger, um den Hotterer aufzusuchen. Sommeringer, so hieß der Kühne nahm einen gewissen Kaspar Meyer mit, und da er den Räuber in Landsberg in Oberbayern traf, so rief er über ihn das Recht an und ließ sich gegen ihn in den Stock legen. Nach dem damals gültigen Landrecht geschah es nämlich nicht selten, daß der Ankläger nicht selten sich ebenfalls in den Kerker werfen ließ, um gewissermaßen mit Leib und Leben seine Anschuldigungen zu vertreten.

Unterdessen war auch auf St. Galler Betreiben Jakob Stapfer der Alte, von Zürich als eidgenössischer Gesandter an den Herzog gelangt, und dieser willigte augenblicklich in einen Rechtstag gegen den Verbrecher. Da man aber auch — vorsichtig genug — einen Sack mit Knochen von Kindern und Frauen, die durch Hotterers Brandstiftungen ihren Tod gefunden hatten, dem Gerichte weisen konnte, so war das Urteil nicht zweifelhaft. Hotterer ward dem Scheiterhaufen überantwortet und verbrannt.

Als Andenken an die kostspielige und blutige Affaire, die sich durch zwei Jahre hingezogen hatte, blieb den St. Gallern die Verpflegung des Sommeringer. Großmütig ward auch seinem Begleiter, dem Kaspar Meier eine Vergabung von hundert Gulden gemacht.







## VIII.

### Die Städte und ihre bauliche Entwicklung.

---

Wenn die jetzt lebende Generation mit ihren durch den Lauf der Zeiten hervorgebrachten Anschauungen und Passionen sich auf einen Augenblick in das Zeitalter der Reformation versetzen könnte, so würde sie schon bei dem äußern Anblick stußen, den die damaligen Schweizerstädte dem sich nähernden Reisenden boten.

Verlangen wir im Ausgange des XIX. Jahrhunderts, daß eine schöne Stadt weitläufig gebaut, sich unmerklich, durch Gärten und kleinere und größere Grasplätze den Übergang verschleiern, in die landschaftliche Umgebung verliere und daß im Innern der Stadt die Haupt- und Nebengassen luft- und lichtreich seien, die größte Sauberkeit, die höchste Ordnung auf ihnen herrsche, so würde uns die Stadt Zwinglis oder Calvins, Erasmus oder Pfyffers wenig behagen.

Zürich z. B. von dessen Quaibrücke der Blick heute eines der lieblichsten landschaftlichen Bilder umfaßt, war bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein in eine zweifache Verschanzung eingeeengt, die durch den „Grendel“, das Wassertor am Ausflusse der Limmat die Stadt auch vor Ueberfällen von dieser Seite schützen sollte.

In Genf und Luzern stand es ähnlich, denn die unruhigen Zeiten ließen Handstreich und Escaladen fürchten, noch galt es stündlich und täglich für die schwer errungene Freiheit und Selbstständigkeit mit männlichem Bürgermuth und kaltem Todestroß einzutreten.

Man mußte wohl oder übel ein gut Theil des Erworbenen in die Befestigungen stecken, um den Rest vor Gaudiebsen, oder



gekrönten, aber Geld bedürftigen Häuptern zu schützen. Es war eine bittere Notwendigkeit, an die man sich freilich im Laufe der Zeit derart gewöhnte, daß nur wohl umwallte Städte eines Ansehens genossen, weil Handel, Wandel und Verkehr in ihnen nicht nur thatsächlich sondern auch moralisch die größte Gewähr für die Sicherheit von Geld und Gut erblickten.

Die Stadttore sind zunächst nichts anderes als Nützlichkeitbauten und wenn wir heute ein Thor irgend einer modernen Festung ungemein nüchtern und fahl finden werden, so trifft dieses bei derartigen mittelalterlichen Bauten durchaus nicht zu. Das Mittelalter mit dem ausgeprägten Bedürfnisse für Ornamentierung großer Flächen, erfreut uns auch hier mit steinernem Schmuckwerke. Um die Reichsangehörigkeit und die Macht der Stadt dem Eintretenden sofort vor Augen zu führen, wurden die betreffenden Wappen über der spitzbogigen Wölbung angebracht, denn trotz des blutigen „Schwabenkrieges“ von 1499 und des Exemptionsartikels im westphälischen Frieden, liebten es die Orte, sich als Glieder des heiligen römischen Reiches deutscher Nation aufzuführen — ihr Titel klang sowohl lateinisch als deutsch derart besser. —

Des Weiteren vermag der Beschauer am Thore Darstellungen und Scenen der Lokalgeschichte zu entdecken; im katholischen Lande wechseln vielleicht damit hin und wieder Heilige in ihrer Eigenschaft als Ortspatrone ab. Um den Ankommenden zu begrüßen, darf ein guter Spruch nicht fehlen und daß er männiglich verstanden und die Stadt als der „höheren“ Bildung „verdächtig“ erscheine, wird er lateinisch abgefaßt. „Salus exeuntis“ liest man häufig an der inneren Seite des Thores und „Pax intrantibus“ an der äußeren; fromme Wünsche, die leider nicht oft in Erfüllung gehen.

Eine weitere Merkwürdigkeit der schweizerischen Städte sind die sogenannten „Zeitglockenthürme“, von denen der in Bern wohl der bekannteste in neuer, der von Basel mit dem „Läuterkönig“ in früherer Zeit der berühmteste gewesen sein dürfte. Die Thürme hatte der wohlweise Rat „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbaut, um für die Stadt eine weithin sichtbare Stelle für die Normaluhr zu schaffen, denn zu den Verpflichtungen der Behörden im Mittelalter gehörte auch die, den Einwohnern genau die Zeit zu weisen.

Mit dem Uhrwerke verband die Liebhaberei für mechanische Spielsachen häufig noch Glockenwerke, wie denn in Bern zugleich



auch die Marionetten des bekannten Wappentieres der Stadt auftreten, zur Freude für Alt und Jung.

Die Bepflasterung der Straßen war dagegen höchst mangelhaft und während man noch überall im XVI. Jahrhundert die Composthaufen vor der Thüre fand, prangten dafür Brückenwangen, Häuser- und Kirchenwände und lange Mauerflächen im vollen Bilderschmucke.

Bekannt sind wohl allgemein die Bilder auf den gewundenen Reußbrücken in Luzern, zwei Cyklen, die nach und nach entstanden, ihren Ursprung der löblichen Bestimmung verdanken, daß die reichen Patrizier oder hohen Staatswürdenträger verpflichtet waren, je ein Tableau in diese über hundert verschiedene Vorwürfe umfassende Gallerie zu stiften. Figuren der biblischen Welt- und Localgeschichte mußten die Pathenstelle übernehmen, doch wurde ihnen dafür häufig die Ehre der bildlichen Darstellung am Hause zu Theil. So finden sich in Winterthur Kriegsscenen, bildliche Portraits jeder Art, Fabeln mit illustrierter Erklärung, Verse, Bibelsprüche, Zoten und feine Witz. Die Wirtshäuser gar greifen in das Gebiet der Reichsinsignien hinein, der Adler, Löwe, das Schwert oder die Krone sollen ihre Lehenszugehörigkeit zum Reiche beweisen.

Allbekannt ist in Bern der ehemalige Christoffelturm. Das riesige hölzerne Bild, das einen Mann in der Kleidung des XV. Jahrhunderts darstellte, ist vor wenigen Jahren verschwunden, der Kunstfreund wird ihm nicht allzu bittere Thränen nachweinen. Und doch gehörte er einst hier wie anderwärts zu den Ausstattungsstücken des wohl geordneten Staatswesens, verkündete denn nicht eine allgemein gern als wahr erachtete der Legende, daß Niemand desselbigen Tages eines plötzlichen Todes sterben würde, da er das Bild des frommen, hilfsbereiten Riesen gesehen. Die Stadt erfüllte also eine gewisse prophylaktische Pflicht gegen ihre Einwohner und Steuerzahler, indem sie ein riesengroßes Portrait des Heiligen an weithin sichtbarem Orte — einem Turme aufrichtete.

Die jetzt nur noch sehr spärlich vorhandenen Reste gemalter Facaden beweisen uns, daß in jenen Zeiten, dem ausgehenden Mittelalter, die gesamte Häuserfront illustriert war, wir erwähnten schon Stein a. Rhein und Schaffhausen, müssen jetzt aber den Blick zwei Orten zuwenden, die einst das Glück hatten, Hans Holbein als Facadenmaler in ihren Mauern zu sehen, nämlich Luzern und Basel. — In Luzern wies das Haus des alten Hertenstein'schen Geschlechtes bis in das Jahr 1824 die Front völlig intakt auf. Ein Kunstbarbar, der elsässische Banquier Anees ließ die ganze Herrlichkeit, ein hohes Kunstwerk zerstören, und nur wenige Reste



sind geblieben, teilweise haben sie sich — bezeichnend genug für den Geschmack ihres geldstolzen Besitzers — es gefallen lassen müssen, als Ornament über der Stalltüre zu dienen. Nur mit Mühe vermochten zwei bernische Offiziere etwas Weniges durch Abzeichnen zu retten; diese Wiedergabe ist jedoch so mangelhaft, daß allein die hülfreiche Phantasie einen ungefähren Aspekt von dem zu geben vermag, was die Altvordern einst entzückte.

Es waltet überhaupt ein eigentümliches Mißgeschick über allen Werken dieser Richtung von Hans Holbein. In Basel malte er das Haus „z. Tanz“; trotzdem man nun hier die Kunst wohl hoch schätzte, kam man doch nicht zu einem vollkommenen, einheitlichen Genuß des Werkes, denn die Gasse war — — — zu eng. — Einzig das Rathhaus in der alten Bischofsstadt ist der Jetztzeit erhalten worden, Holbein schmückte es 1521—22 und hierauf nach der Reformation mit dem Schlusse der Serie anno 1531.

Hier sind die patriotischen Vorwürfe gänzlich außer Acht gelassen, der Geschmack der Renaissance mit seiner Vorliebe für das Altertum, dieser Grundzug des humanistischen Zeitalters macht sich geltend, Römer treten an die Stelle von Schweizern.

Eine weitere Spezialität der Frontenmalerei waren die Todtentänze, von denen Bern, Luzern und Basel schöne Exemplare aufweisen. — Der Todtentanz, eine allegorische Darstellung der menschlichen Hinfälligkeit war für die starken Nerven, für die phantasienreiche Denkart des mittelalterlichen Volkes berechnet. Deutlich wurde ihm so die menschliche Nichtigkeit, das von Staub sein, vor die Augen geführt, und ihm zugleich die Gebefreudigkeit gegen die seligmachende Kirche genügend und mit ziemlicher Aufdringlichkeit anempfohlen.

Die Facadenmalerei tauchte in der Schweiz 1410 zuerst auf, in Holbein erreichte sie ihren Höhepunkt und nachdem der große Künstler seinem Heimatlande den Rücken gekehrt hatte, vertraten die Augsburger noch einige Zeit diesen Zweig der Kunst, doch bald sank der Sinn dafür, die nüchterne Reformation, der Haß gegen jedes Bilderwerk und das Verknöchern jeder freieren Anschauung waren der fröhlichen Malerei nicht günstig, man begnügte sich vom XVII. Jahrhundert ab mit einfachen Sprüchen ohne jeden — selbst architektonischen — Schmuck.

Es sei hier zunächst von der Hausarchitektur und der inneren Einrichtung und Ornamentierung abgesehen, das Gebiet ist zu weitläufig und auch in seiner Grundlage zu speziell, als daß ich wagen dürfte, dasselbe in diesem kurzen Aufsätze zu besprechen, Nein, wir



wollen uns nur noch einem weiteren Charakteristikum der schweizerischen Städte zuwenden, den Brunnen. — Sie sind nicht nur architektonisch, sondern auch technisch interessant, es finden sich unter ihnen alle Abstufungen von der frühesten Gothik bis zur spätesten Renaissance, und dem verzerrtesten Barock. Technisch unterscheiden wir die Schöpf- und die Röhrenbrunnen. Erstere Wasser spender entnehmen das köstliche Naß einem Strome oder einer Cisterne und wann es auch nur nötig ist, über dem Schöpfmechanismus ein Dach zu wölben, so kann sich der schmückende Sinn des Mittelalters, dem wir überall begegnen, es doch nicht versagen, die Ziegel wenigstens bunt zu färben.

Seit dem XVI. Jahrhundert entstehen jedoch überall die Brunnen mit direkter Quellenleitung. Trog- und Brunnen säule liefern an ihnen ein großes Feld für die ornamentierende Kunst. Der Zodiakus (in Chur), die Wappen des Geschlechtes, welches die Leitung dem allgemeinen Wohl stiftete, und anderes mehr schmücken die Flächen des Wasserbeckens.

Die Säule nur, die gothisch aus einer Spitzsäule, einem Türmchen mit Konsolen, Baldachinen und Fialen besteht, ward in der ersten Periode aus Stein, dann aus Erz, und endlich aus beiden zugleich erstellt. Heilige, biblische Figuren, Christus und die Samariterin finden dort ihren Platz um den Brunnen, dies hohe Besitztum der Stadt vor der Vergiftung zu schützen. Auch Maria, die höchste Fürbitterin, erfüllt in katholischen Ländern eine gleiche Pflicht.

Doch das profane Element kommt ebenfalls zur Geltung. In Luzern, Zug, Schaffhausen und andern Orten finden sich Landsknechte, Mohren, vaterländische Figuren wie Tell und Winkelried auf den hohen Säulen. Das Patriziat mit seiner treuen Anhänglichkeit an die Stadt erfreut sich an der Darstellung fahmentragender Ritter mit kleinen Hunden zu den Füßen. Doch auch hier vermag die Renaissance es nicht anders als der Mythologie Rechnung zu tragen. Zeus und andere Götterfiguren sind aber dem Volke zu gelehrte Vorwürfe, da heißt es denn, sie durch Allegorien moralischen Inhalts zu sekundieren. Ironisch erscheint die „Mäßigkeit“ eine Figur, die aus einem Krüge die Flüssigkeit in den Becher schüttet. Die „Stärke“ mit dem Löwen, die „Gerechtigkeit“ mit ihren Attributen und verbundenen Augen und Ohren (!) erscheinen ebenso häufig. Seltener sind kleinere Figuren, die am Pfeiler angebracht, die Stände des Reiches darstellen, nämlich den Kaiser, den Papst, den Bürger und den Juden.



Daneben tauchen denn noch einzelne, nur einer einzigen Stadt eigentümliche Typen auf, so der wohl nach Albrecht Dürers Ideen entstandene Dudelsackpfeifer in Basel und der die unartigen Kinder schreckende Kindlifresser in Bern.

Weniger schön war es mit dem Straßenpflaster bestellt. Zwar wird schon 1503 in Zürich mit dem Besetzen der Gassen begonnen und 1547 ein solches auch für Chur erwähnt, aber noch am Ausgange des XVII. Jahrhunderts bildete der „Säumärt“ von Limmatathen, der heutige Paradeplatz bei Regenwetter einen unergründlichen Sumpf. Trotzdem muß Zürich schon im ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts eine überaus saubere Stadt gewesen sein. Benvenuto Cellini, der zwar aus Italien kam, aber sich doch wohl auf Außerlichkeiten verstand, nennt Zürich ausdrücklich eine „bewunderungswürdige Stadt, so nett wie ein Edelstein.“

Neben den Brunnen kommen schon frühzeitig eigentliche Denkmäler in den Städten vor. Vor der Reformation hat man es zumeist mit kirchlichen Monumenten, Grabskulturen, Leidensstationen, Heiligenstatuen und anderem mehr zu thun. Nach der Kirchenverbesserung hörte solche künstlerische Regung natürlich auf und die Städtebilder präsentieren sich recht kahl bis in unser Jahrhundert hinein. Die moderne Zeit sucht nun manches nachzuholen, was die ältere versäumte, aber eigentliche Denkmalstädte, wie wir sie in monarchischen Landen erschauen, mögen auf Schweizer Boden niemals erwachsen.

Das Großartigste, was die Kultur des Mittelalters zu leisten vermochte, sind die gewaltigen Gotteshäuser, denen wir in allen bedeutenderen Orten begegnen. Im früheren Mittelalter ist dabei immer der Grundgedanke vertreten, eine Basilika zu erstellen, indeß die spätere Zeit, der gothische und romanische Styl das Longitudinalprinzip verkörpert. Das XVI. Jahrhundert ist erfüllt mit dem Kampfe der Basilika gegen den Langbau. Der Letztere siegte schließlich aus Gründen der Praxis. An einen Rund- und Centralbau lassen sich nicht gut Kapellen anschmiegen und die Messe, beziehungsweise der ihr inne wohnende Gedanke der Transubstanzion der Hostie (das Emporheben des Allerheiligsten durch den Priester!) erfordert, daß die ganze Gemeinde dem heiligen Akte mit beizuhne. Die Bedeutung der Renaissance-Kirchenbauten endlich, wird durch eine prachtvolle Fassade ausgedrückt, welche der Rund- beziehungsweise Centralbau nicht duldet, Der Langbau gestattet es ferner, die Glockentürme harmonisch mit der Kirche selbst zu verbinden, während die Basilika einen abgesonderten Campanile bedingt.



Nebenbei: Die ältesten Glocken in germanischen Landen wurden Ausgangs des VIII. Jahrhunderts durch den Mönch Tanco im Kloster St. Gallen gegossen und schon im XIV. Jahrhundert besaß das kleine Aarau zwei angesehene Künstler dieser Art in den Meistern Reber und Sohn, deren nun ein halbes Millennium alten Werke uns zum Teil erhalten sind, und z. B. in Freiburg i. U. noch täglich in die Ohren klingen.

Neben den Kirchen sind die Rathhäuser die öffentlichen Gebäude par excellence. Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts also seit dem Erstehen der städtischen Macht innerhalb der Eidgenossenschaft werden sie die herrlichsten Erzeugnisse der Profanarchitektur in der Schweiz, und an ihnen lassen sich die Stylformen derselben bis in die späteste Renaissance hinein prächtig studieren. Alle Kunst unserer Tage hat Nichts geschaffen, das ihnen ebenbürtig ist und doch wie gleichgültig wandern nicht so viele unter uns an diesen wundervollen Denkmälern wahren Bürgersinnes vorbei? Freilich die Aufklärung fehlt den meisten. Wir lernen so viel, daß wir schließlich über all unsere Schulgelehrsamkeit blöde Augen für Kunst und Natur gewinnen.

Es wäre unbillig, diesen Abschnitt zu schließen, ohne der Darstellungen zu gedenken, die frühere Jahrhunderte von Schweizerstädten gaben. Sie sind ja auch heute nicht ganz der Vergessenheit anheimgefallen, und es verlohnt sich wohl ihrer mit ein paar Worten zu gedenken.

Schon 1507 giebt Ettersyn eine Abbildung der Leuchtenstadt (Luzern), von Zürich findet sich eine, die während der Reformationsjahre entstanden, die Bauepoche von etwa 1500—1510 versinnbildlicht. Höchst merkwürdig ist es, daß das zu dem Plan benutzte Pergament einst die Darstellung des Martyriums der Stadtheiligen, Felix und Regula, vielleicht auch des Exuperantius trug. Dieser erst vor wenigen Jahren entdeckte Vorgang, erklärt sich aus der Sparsamkeit der Alten, die das der Vernichtung durch den Bildersturm geweihte Pergament zu anderweitiger Benutzung verwahrten. Von richtig angewendeter Perspektive kann bei solchen Stadtporträts nicht die Rede sein, noch war die Kunst nicht derart fortgeschritten wie 30—40 Jahre später, als der Einfluß der Renaissance sich durchgreifend in diesen Landen geltend gemacht hatte.

Johannes Stumpffs Chronik erschien 1547 bei Froschauer in Zürich. Kostbar gedruckt und ausgestattet ward sie doch bei Weitem überholt durch das Bildwerk Sebastian Münsters, dessen erste Auf-



lage 1544, die vierte aber sechs Jahre später, 1550 bei Henri Petri, dem Basler Druckmeister erschien. Gegen Ende des Jahrhunderts wird die Buchform allgemein verlassen, gleich wie der geistige Gedanke sich aus engen Grenzen hervorwagte und rang, so umfaßte denn auch die Kunst mit weitem Blicke ein Gebiet, auf dem die Schweiz sich auch im 19. Jahrhundert unsterblichen Ruhm erringen sollte, nämlich die Kartographie.

Die wichtigste Arbeit auf diesem Felde war die Darstellung Zürichs auf dem 1576 erschienenen Froschauer'schen Plane. Ausgezeichnete Perspektive, nicht allzu grobe Technik und seltene Genauigkeit zeichnen diesen Prospektus vor ähnlichen Arbeiten aus. Die ungemeine Genauigkeit läßt noch heute die zürcherischen Gerichte bei Grenzregulierungen auf ihn zurückkommen; genug, der Beschauer hat in dieser Hinsicht ein Kunstwerk vor sich.

Der 1597 erschienene Stadtplan von Luzern des hochbegabten, aber später tief unglücklichen Martin Martini, wie der gewaltige Prospekt von Freiburg, von desselben Künstlers Hand gestochen und im Jahre 1606 herausgegeben, bedeuten wiederum einen großartigen Fortschritt. In der zuletzt genannten Karte erblicken wir die Krone der damaligen Stadtansichten.

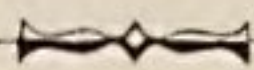
Hier ist die Perspektive sowohl mathematisch genau wie künstlerisch vollendet in Anwendung gebracht. Das Bild hat Leben und die Genauigkeit der Wiedergabe ist für jeden Beschauer hervortretend. Martini zeichnete sich vor Allem durch die mit hohem Verständnisse unternommene künstlerische Behandlung der verschiedenen Stylformen, selbst der Gothik aus, die wahrlich schwer genug aus der Vogelperspektive abzubilden sind.

Doch mit Martini erreichte auch die Kunst der Panoramen-darstellungen ihren Zenith; die nun folgenden Nachbildungen von Matthäus Merian sind gegenüber den 40 Jahre zuvor erschienenen Leistungen weit zurück. Merian, ein Basler, der „ganz Europa“ in Kupfer gestochen hat, ließ seine helvetische Topographie, eine Unterabteilung seiner Kosmographie in erster Auflage 1647 und in zweiter 1654 erscheinen. Die erste Auflage ist in jeder Hinsicht bedeutend besser ausgestattet als die zweite, aber sie vermag keinen Anspruch auf völlige Genauigkeit zu erheben. Auffallend ist es aber hier wie dort, daß der Prospekt die Bedeute so unendlich gegen die nette Ausführung der Häusergruppen absticht.

Noch war das „landschaftliche“ Auge der Menschen nicht ausgebildet. Die Nebberge wurden genau abgezeichnet, die Gebirgs-



formen aber entziehen sich dem Verständnisse des Künstlers. Wo Bergketten zur Abbildung gelangen, gleichen sie auf ein Haar einer Reihe von verfallenen Maulwurfshügeln, einzelne Felsen, die einem Berge typisch sind, dienen als Signifikation des Ganzen; genug, der Naturhintergrund der Städte, der ihnen ja zum größten Teile die schönste Eigentümlichkeit wahrt, ist stiefmütterlich behandelt — auch hier sollte erst das Jahrhundert der Aufklärung reformierend wirken!







## IX.

### Das Reisen in der Schweiz.

---

Zum Vergnügen reiste man in früheren Jahrhunderten keineswegs; wer sich entschloß, der Heimat für längere Zeit Valet zu sagen, den trieben zwingende Gründe auf die stets mühselige Wanderschaft. Das Altertum, vornehmlich die verfeinerte Sitte des kaiserlichen Roms, hatte eigentliche Touristenfahrten gekannt; denn über die Halbinsel spannte sich ein dichtes Netz prächtig unterhaltener Straßen, und nach den, das Mittelmeer begrenzenden Ländern, nach Hellas, Syrien, Aegypten, Afrika, Spanien und Gallien fuhren regelmäßig bequem eingerichtete Schiffe. In Bajä tummelte sich die reiche, üppige, vornehme Welt der Erdkreisbeherrscherin im Seebade und der dort entfaltete Luxus ließ selbst das Scheveningen, Brighton, Trouville, Norderney, Ostende und Biarritz unserer Tage weit hinter sich. Man kannte bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein wohl entwickeltes Hotelwesen und sogar Reisehandbücher, die Itinerarien.

Das germanische Barbarentum und seine die alte Welt verwüstenden Völkerwanderungen, sie vernichteten mit der antiken Kultur zugleich die kleinen Römerstraßen, welche nördlich der Alpen durch Helvetien in den Süden und Westen Germaniens verliefen. Der spitze Eisenstab, den der Forscher in den anderthalb Jahrtausenden alten Humus versenkt, verrät ihm die verschiedenen Richtungen jener Fahrwege und wenn auch schon ein ansehnlicher Teil der Wissenschaft bekannt wurde, die Überzahl liegt doch noch unter der schützenden Erddecke verborgen.

Der Allemanne, der das gerodete Land wieder mit Wald bestehen ließ und seine Hütte auf der abgelegenen Lichtung baute, er liebte die Einsamkeit und Abgeschlossenheit, welche allein ihm



die Freiheit gewährte, ohne die er nicht leben mochte. Da durften die Wege verganden, was kummerte es ihn. Fremde besuchte er nicht und wünschte auch keineswegs ihre Neugierde zu erregen. Zum Nachbarn aber gelangte er immer, auch wenn sich nur ein schmaler Pfad — wie ihn der Reisende im Innern Afrika's betritt — durch Wunn und Waide zog.

Durch das eigentliche Helvetien lief auch keiner der großen Heerwege, welche die Kaiser über die Alpen führten; denn der Julier und Septimer gehörten zum Gebiete der Rhätier. So kam es, daß das Schweizerland bis in das letzte Jahrhundert des Mittelalters hinein selten von Reisenden berührt wurde.

Dennoch hatte es von Alters her ansehnliche Anziehungspunkte in seinen natürlichen Reichtümern, den heißen Quellen, von denen bereits am Ausgange des XIV. Jahrhunderts besonders das wohl schon den keltischen Ureinwohnern des Landes bekannte Baden im Aargau, die „*Aquae Helvetiae*“ der Römer, besucht wurde. Über Baden und das dort herrschende Leben sind uns aus allen Zeiten eine gute Anzahl Beschreibungen überliefert worden, welche der wackere Hefß von Zürich in seinem lebenswürdigen Werke: „die Badenfahrt“, mit Geschick sammelte. Es ergiebt sich, daß der große Humanist Poggio Fiorentino — einst ein schalkhafter Facetien-dichter, dann im Alter ein sauertöpfiger Bußprediger — als Geheimschreiber des läuderlichen Papstes Johann XXIII. vom Conzil zu Konstanz aus die Bäderstadt besuchte und seine dortigen Erlebnisse dem Freunde Nicolo Nicoli beschrieb. Der merkwürdige Brief ist erhalten geblieben und es seien ihm die nachfolgenden Stellen entnommen:

„Jedes Haus ist mit einem Bade versehen, dessen sich allein diejenigen bedienen, die in demselben wohnen. Für die niedrigste Klasse des Volkes aber hat man zwei von allen Seiten offene Plätze, wo Männer, Weiber, Jüngling und Mädchen, kurz alles, was vom Pöbel hier zusammenströmt, sich zugleich baden. Eine bis an den Boden herabhängende Scheidewand, die jedoch nur Friedfertige abhalten kann, sondert die Männer von den Frauen.“ Nebenbei gesagt, erhielt sich die mittelalterliche Sitte des Badens unter freiem Himmel bis in unser Jahrhundert hinein.

— — — „Unzählbar ist die Menge der Vornehmeren und Geringeren, die nicht sowohl der Kur als des Vergnügens wegen hier zusammenkommen. Alle die lieben und heiraten wollen, strömen hieher, wo sie finden, was sie wünschen. Viele geben körperliche Leiden vor, sind aber im „Herzen“ krank. Alle, die es vermögen,



tragen Kleider mit Gold, Silber und Edelsteinen besetzt, so daß man denken sollte, sie wären nicht in's Bad, sondern zu einem prächtigen Feste gekommen. Auch Nonnen, oder richtiger zu reden floralische Jungfrauen, Äbte, Mönche, Ordensbrüder und Priester leben hier in größerer Freiheit als die übrigen und vergessen nicht selten allen Zwang ihrer Gelübde. Alle nämlich haben die gleiche Absicht: Traurigkeit zu verbannen, Vergnügungen zu suchen, keinen Gedanken zu haben, als wie sie des Lebens und seiner Freuden genießen mögen."

Alljährlich kamen um diese Zeit, also kurz vor der Eroberung des östreichischen Margaus durch die Eidgenossen, zugleich etwa tausend Kurgäste zusammen, eine Zahl, die nachmals um ein bedeutendes stieg, als die fremden Gesandten bei den XIII Orten und ihren Zugewandten, besonders aber jene des allerchristlichsten Königs wie der Generalstaaten, hier ihre Sommerresidenz aufschlugen.

Aber bis in unser Jahrhundert hinein war und blieb es schlecht bestellt mit den Straßenwegen auf Schweizerboden; im XVIII. Jahrhundert galten elende Kumpelwege geradezu als ein Muster ökonomischer Weisheit der Regenten, da die mühselig dahinschleichenden Frachtwagen und ihre oft brechenden Axen die Fuhrleute wie die sonstigen Reisenden zwangen „das Geld im Lande zu lassen.“ Die Helvetik gedachte auch diesem Uebelstande abzuhelfen, aber ihre Reformversuche kamen wegen des schrecklichen Geldmangels nicht einmal über dies Stadium der Vorschläge hinaus. Erst das Beispiel Napoleons, der von 1801 bis 1807 die grandiose Militärstraße über den Simplon erbauen ließ, um Italien beherrschen zu können, gab das Vorbild zu jenen prächtigen Straßen in den Alpen, die seit 1810 (San Bernardino) entstanden und deren Netz stetig vergrößert wird. Ebenso gab der französische Vicinal-Wegbau das Vorbild für die kantonalen Straßen, die zum Teil jetzt wieder (in Folge davon, daß der Verkehr sich fast ganz der Eisenbahn zuwendet) ein wenig vernachlässigt werden.

Die schweizerische Hotellerie ist heute mit Recht stolz auf ihre Leistungen und gar schlimm mag es mit den Wirtshäusern, wenigstens in den ansehnlicheren Städten niemals bestellt gewesen sein. Erasmus von Rotterdam, der mit Recht berühmteste Humanist, dessen langjähriger Aufenthalt Stadt wie Hochschule Basel als die größte Ehre empfanden, war, wie man aus verschiedenen Zeugnissen sehr wohl weiß, ein grämlicher, gerne tadelnder Herr. Unter diesem Gesichtspunkte muß gewiß seine Schilderung aufgefaßt werden, welche er um 1520 gab und worin er schreibt:



„Bei der Ankunft im Gasthaus grüßt Niemand, weil der Wirt sich nicht den Anschein geben will, als frage er viel nach den Gästen. In der allen gemeinsamen Stube ziehst Du Deine schweren, schmutzigen Stiefel aus und vertauschest sie mit bequemen Schuhen, wenn Du solche hast! Auch das Hemd kannst Du hier wechseln! — Hier kämmt der eine sein Haupthaar, der andere wischt sich den Schweiß ab und ein dritter putzt sein Schuhwerk. — Wenn Du auch schon des Nachmittags um 4 Uhr angekommen bist, so kannst Du doch erst um 10 Uhr speisen, weil nicht eher aufgetragen wird, bis alle Gäste sich eingefunden haben. Wünscht ein ermüdeteter Reisender alsbald nach dem Essen zu Bette zu gehen, so wird ihm bedeutet, er möge warten, bis auch die anderen sich niederlegten. Endlich wird jedem sein Nest gezeigt, außer einem Bett steht ihm Nichts zur Verfügung; dazu sind die Leintücher fast vor sechs Monaten zum letzten Male gewaschen worden.“

Schon sechzig Jahre später — dieser Zeitraum ist damals noch ein unbedeutender zu nennen für die allgemeine kulturelle Entwicklung — rettete der gelehrte vornehme Franzose Michel de Montaigne ausdrücklich die Ehre der Wirtz- und Gasthäuser in der Schweiz. Er fügt jedoch auch bei, daß die Hotelpreise, besonders in Baden, außergewöhnlich hohe zu nennen seien. Die Betten, welche so hoch gemacht waren, „daß man auf einer Leiter zu ihnen hinauf klettern mußte,“ mißfielen dem verwöhnten Hofherrn, dagegen lobte er die reinliche und schmackhafte Zubereitung der Speisen, wie man denn nach ihm sich Stunden hindurch mit Essen und Trinken beschäftigte. Aber, das ist ja auch heute noch die Hauptsache der ganzen Kur.

Von den Gasthöfen der Renaissance haben sich nicht wenige bis auf unsere Tage erhalten, so die „drei Könige“ in Basel, das „Schwert“ und das „Rothhaus“ in Zürich, die ehemalige „Krone“ in Schaffhausen. Schon die Bezeichnungen der Häuser deuten darauf hin, daß sie einst im Schirm und Schutze des Reiches wie der dieses vertretenden Behörden standen. Daran erinnern ja heute noch die „Ehehaften“ und „Tavernenrechte“, daß einst das Wirtztum eine Art Reichslehen gewesen ist. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Regenten selbst sich um die Schenken und Logishäuser annahmen. Sie gaben ihnen Gesetze und stifteten ihnen bei zufriedenstellenden Leistungen jene gemalten Glascheiben, deren feurige Farben uns heute noch entzücken. Mit der Politik hingen die Wirtzstuben stets enge zusammen, alle die „Mordnachts“-Erzählungen führen sie auf und manch' wichtiger Entschluß wurde



dort gefaßt. Hans Waldmann genoß sein letztes Mahl als freier Mann im „Schwert“ zu Zürich, das also doch wohl dem verwöhntesten Geschmacke damaliger Zeit genügte. Ulrich Zwingli's Gattin stammte aus dem „Rößli“ an der Schiffslände; in erster Ehe mit dem Junker Meyer von Knonau vermählt, muß ihr Vater gewiß ein angesehenener Mann gewesen sein.

In Baden war es der „Staadhof“ der seit alten Zeiten den wohlbegründeten Ruf genoß, ein vorzüglicher Gasthof zu sein. Dennoch nahmen die dort Einkehrenden bis weit in's XVIII. Jahrhundert hinein, von dem Wirte zumeist nur die Wohnung und das Bad, indem sie sich selbst beköstigten und vielleicht auch ihre notwendigsten Möbel mitführten. Da man nun die Victualien erwerben mußte, bildete sich der Brauch aus, daß Jene, welche sich den vornehmen Badegästen in freundliche Erinnerung bringen wollten, Geschenke machten. Die Sitte der „Badschenken“ ist bis tief in's Mittelalter hinein zu verfolgen; sie wurde aber trotz aller Mandate, welche die Obrigkeit im Laufe der Jahre gegen sie erließen, zu einer schlimmen Unsitte. Ursprünglich hatte man etwas von dem Überflusse an guten Eßsachen gespendet, nun forderten die Vornehmen von den Untertanen eine oft nicht wenig drückende Steuer. Antistes Breitingen von Zürich ereiferte sich öffentlich gegen die Badschenken, aber er selbst empfing anno 1639 solche von nicht weniger denn 185 Gebern. Aber, das hatte doch auch einen patriotischen Hintergrund; denn die stolzen Zürcher jener Tage wollten den in Baden anwesenden Fremden zeigen, daß ihre hohen geistlichen wie weltlichen Beamten zu repräsentieren die gehörigen Mittel besäßen. Doch „man sagt wohl“ — klagt ein Zeitgenosse — „wir seien ein frei Volk, hätten keine Fürsten und Halsherrn. Uns ist das Badschenken Fürsten und Halsherrn genug.“ Dazu wurde das Badeleben, zu dem die französischen Edelleute des Hofes von Versailles den Ton angaben, in Baden immer läuderlicher und besonders die Ehrbarkeit der Töchter der ersten Schweizer-Geschlechter nahm argen Schaden. Um so mehr zu rühmen ist es, daß die Einwohner des Städtchens inmitten der sich vor ihren Augen schamlos spreizenden Corruption, tugendhaft und ehrlich blieben, wie die bekannte Anekdote von den silbernen Schüsseln des Grafen du Lac zur Genüge darthut.

Wie heute so konfurierte auch damals das Bad Pfäfers mit Baden. Hielten sich hier eher die das Leben in vollen Zügen Genießenden auf, so suchten dort die wirklich von Übeln geplagten ihre Heilung. Bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts mußten



dabei die Patienten über schwindelnde Leitern in den Grund der Taminaschlucht klettern. Trotzdem trat oft Platzmangel in dem Badhause ein, das freilich klein und dunkel, überhaupt wenig comfortable war.

Das XVII. Jahrhundert verbesserte alle Einrichtungen, und im Laufe desselben erschienen auch an fünfzig Badeschriften, während sich auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft schon an 85 bekannte und besuchte Heilquellen befanden. Einzelne davon sind seitdem versiegt, andere haben sich niemals über die lokale Frequenz erhoben. Vielen blieb jedoch immer ein guter Ruf bewahrt; manche sind aber in jenen Tagen verhältnismäßig weit mehr besucht worden wie in unserer Zeit.

Es mußte wohl ausführlich von den Bädern gesprochen werden, denn die älteren Schweizerreisen galten doch zumeist ihnen und nicht etwa den Naturschönheiten. Gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts zwar besaß das Land Obwalden einen Anziehungspunkt, um den es vielfach beneidet ward und der Anlaß gab zu manchem Besuch. Das war der selige Niklaus von der Flüe, welcher schon zu Lebzeiten seinen Mitmenschen Stoff zu mancherlei Betrachtung gab und die höchste Verehrung genoß, zumal der Frieden zwischen den Eidgenossen auf dem Tage zu Stans, am Weihnachtstage 1481 sein eigentliches Werk war. Selbst aus Norddeutschland kamen edle Personen den Einsiedler im Ranft bei Sachseln aufzusuchen und einzelne Reiseberichte sind erhalten geblieben.

In die Reformationszeit fallen die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen des Schweizerlandes. Besonderes Interesse scheint dabei dem verrufenen Tractmunt, oder wie wir ihn fälschlich nennen, dem Pilatus zugefallen zu sein. Der als Mediziner, Reformator, Bürgermeister von St. Gallen und als Freund Zwingli's bekannt gewordene Badianus (Joachim von Watt), der Theologe Myconius, der nachmalige Wiedertäufer Konrad Grebel von Zürich und zwei Luzerner Chorherrn erstiegen im Sommer von 1518 mit Erlaubnis der Obrigkeit den verrufenen Berg, ihnen folgte im nämlichen Jahre der Herzog Ulrich von Württemberg. Doch wagten alle diese Personen es keineswegs den Frieden des kleinen Sees auf dem Gipfel zu stören, dessen Gewässer sich angeblich heftig empörten, sobald Steine hineingeworfen wurden. Diesen Aberglauben zerstörte erst sieben Jahrzehnte später der einsichtige Stadtpfarrer Müller von Luzern. Weitere wissenschaftliche Reisende des Zeitalters der Renaissance waren der „Deutsche Plinius“ Konrad Gesner aus



Zürich (1516—1565) und sein Zeitgenosse der reformierte Pfarrer und Chroniken-Schreiber Jakob Stumpf in Stammheim, ursprünglich ein süddeutscher katholischer Theologe. Beide haben ausführliche Berichte über ihre Fahrten hinterlassen, ihre Aufklärung nützte aber doch im Ganzen wenig. Noch 1661 veröffentlichte der Luzerner Stadtschreiber Leopold Gysat eine Beschreibung des Vierwaldstättersees, dessen Umgelände er mit fabelhaften wilden Tieren und Ungeheuern belebte.

Ja, das was man im XVI. Jahrhundert gewußt, ging in den finsternen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges der Menschheit wieder verloren. Ueber die Hochalpen besaß man lediglich die vagsten Begriffe. Selbst die Bevölkerung der entlegenen Thäler zwischen den „erschrocklichen Bergen“ verfielen einem übel angebrachten Mitleide, da sie angeblich die menschliche Sprache ganz verlernt hätten. Erst Dr. med. Joh. Jakob Scheuchzer (1672 bis 1733), der wackere, unermüdlich wissenschaftlich thätige Archiater (Stadtarzt) von Zürich, wußte durch sein vierbändiges wohl ausgestattetes Werk der Beschreibung seiner Alpenreisen, das Interesse weiterer Kreise für diesen Gegenstand zu erwecken. Scheuchzer erhob sich natürlich nicht vollständig über die wissenschaftlichen Phantastereien seiner Zeit, aber wir begrüßen doch in ihm einen der hellsten Köpfe, welche die Schweiz überhaupt hervorbrachte.

Ein Jahr vor dem Tode Scheuchzers (1732) erschien das Werk des jungen Haller, das den bis dahin unbekannten Arzt in Bern zum gefeiertsten Dichter stempeln sollte, das Lehrgedicht: „Die Alpen“. Wir vermögen uns heute keinen Begriff mehr davon zu machen, welchen Eindruck diese Beschreibung des einfachen, sittenreinen Lebens der Bergbewohner und die glühende Schilderung der sie umgebenden Naturherrlichkeiten auf die Zeitgenossen des großen Berners machte. Gleichsam eine bis dahin unbekannte Welt von Schönheiten und Idealen wurde nun entdeckt und man zögerte nicht, sich auch praktisch mit ihr vertraut zu machen. In den fünf- undvierzig Jahren, die noch bis zum Tode Hallers verstrichen, erschienen 30 Auflagen der „Alpen“, die in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Haller hat die Liebe zu den Naturschönheiten des Schweizerlandes entstehen lassen, er allein, und es wäre nur eine Schuld der Dankbarkeit, wenn man ihm dem großen Manne endlich ein Denkmal errichtete, im Angesicht der Alpen, etwa auf dem Berner Schänzli.

Vor den Gletschern blieb aber auch den Zeitgenossen Hallers eine blasse Furcht. Noch 1751 stellte Altmann in Bern die Hypo-



these auf, die Eisberge schwämmen auf einem Meere und die Gletscher seien die erstarrten Abflüsse desselben. Als 1741 die Engländer Windham und Pocock von Genf aufbrachen, um das obere Thal der Arve und Chamounix zu entdecken, bewaffneten sie sich und ihr zahlreiches Gefolge bis an die Zähne, da sie ein Rencontre mit Unholden aller Art fürchteten. Vierzig Jahre später erstiegen Dr. Paccard und der Gensjäger Balmat den bis dahin für unbesiegbar gehaltenen Montblanc. Ihnen folgte der große Naturforscher aus Bern, Th. de Saussure, und damit begann der alpine Sport, dem der Fremdenverkehr in der Schweiz nicht zum wenigsten seinen großen, überraschenden Aufschwung verdankt.

Das romantisch beanlagte Zeitalter des Roccoco-Styles vergoß Bäche sentimentaler Thränen über die Schicksale, welche Bürger Jean Jacques Rousseau aus Genf in der „Nouvelle Heloise“ schilderte.

Wer es nur irgend vermochte, der drängte sich dazu, die Stätten, auf denen des Dichters Gestalten gewandelt, mit eigenen Augen zu schauen. Besonders sind es nun die Franzosen und die Engländer, welche die Ufer des Genfersees bevölkern. Für die Letzteren bildete Lausanne einen Mittelpunkt und diese Rolle spielt die waadtländische Kantonshauptstadt bis auf den heutigen Tag. Zugleich entstanden die fashionablen Erziehungsinstitute in der Westschweiz, deren pädagogischer Ruf seitdem fortgesetzt stieg.

Selbst in der Revolutionszeit und während der andauernden Kriege des ersten Kaiserreiches — mit alleiniger Ausnahme der Jahre 1798—1800 blieb die Schweiz eine idyllische, friedliche Insel, die alljährlich von Tausenden besucht wurde. Nach dem Jahre 1815 bekam dann auch die Hotellerie einen moderneren Anstrich und bald errang sie sich jene Wertschätzung, deren sie sich nun fortgesetzt erfreut.

In den abgelegenen Orten rät noch Ebel (1804), die Pfarrer um Quartier anzugehen, höher hinauf im Gebirge standen einzig Sennhütten dem Wanderer gastfrei gegenüber. So entstand auf der Rigi erst im Sommer von 1816 ein von Martin Bürgi aus Arth geführtes Wirtshaus, das zu bauen etwa 5000 Franken gekostet hatte und das von 294 Personen, darunter 112 Engländern, in seiner ersten Saison besucht ward. Die Frequenz stieg jedoch 1819 auf 1036, 1827 auf 1500 Besucher. Im folgenden Jahre vermochten — man denke! — 25 Gäste zugleich auf dem Kulm in Betten zu übernachten; 1848 entstand die 130 Personen Unterkunft gewährende Dependence des Kulmhotels, 1857 ein zweites



200 Betten einschließendes Haus, dessen Grundstück 57,000 Franken galt. Nachdem 1873 die Zahnrad-Bahn völlig eröffnet worden, besuchten 1874 nicht weniger als 104,500 Personen den Rigi — jetzt können in den Riesen-Karavanjereien der Gebr. Schreiber 2000 Gäste übernachten.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so großartig verlief die Entwicklung des Fremdenverkehrs an den übrigen Punkten. Ungezählte Millionen sind in's Land geflossen, aber auch böse Schäden brachte das fremde Gold mit — es sei nur an den widerlichen Bettel in den verschiedenen viel besuchten Gegenden erinnert.

Mit der Entwicklung des Reisens hängt natürlich auch enge der Aufschwung des Verkehrswezens überhaupt zusammen.

Eigentliche Fahrposten bestanden erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, doch reisten noch bis in die Zeit der Eisenbahnen alle diejenigen, welche es irgend vermochten, mit eigenem Fuhrwerk, oder sie legten ihren Weg auf dem Pferde-Rücken zurück. Im Laufe des XIII. Jahrhunderts entwickelte sich das Fahrpostwesen immer mehr wenigstens in der Hochebene. Ueber die Alpenpässe mußte man noch immer mit dem Tragtiere oder zu Fuß reisen. Die erste Kalesche, welche über den Gotthard gelangte, gehörte dem englischen Geologen Greville. Er that die merkwürdige Reise im Jahre 1775 und brauchte dabei sechs Knechte und vier Pferde, sowie eine Woche Zeit. Das ganze aus echt englischer Hartköpfigkeit hervorgehende Unternehmen kam ihm auf 410 Franken zu stehen.

Von 1800 bis 1848 hob sich das Schweizer Postwesen mehr und mehr, obwohl die Verwaltung noch ganz von kantonalen Einflüssen befangen war und sich sogar teilweise in privaten Händen befand.

Wie selten jedoch in der Schweiz noch im Beginne des XIX. Jahrhunderts überhaupt gereist wurde, das zeigen die Annoncen in den Blättern jener Tage, welche verkündeten, daß nächste Woche eine Retourkutsche nach Bern gehe und wer Lust habe, um ein Geringes mitzufahren, sich im Blättlihaus melden solle." Ja man darf sagen, die Schweizer selbst lernten ihr Land erst durch die Fremden kennen, welche in immer größerer Zahl es besuchten.

Die Dampfschiffahrt nahm schon 1823 auf dem Genfersee mit dem „Guillaume Tell“ seinen Anfang, 1827 erhielten der Neuenburger, 1835 der Zürcher, Vierwaldstätter- und Thunersee zugleich die neue Erfindung. Sie ward 1839 auf dem Briener, 1852 auf dem Zugersee ebenfalls eingeführt. Ihr folgte in weit



langsamerem Tempo die Eisenbahn. Am 15. Juni 1844 lief der erste Zug der französischen Ostbahn in Basel ein und am 7. August 1847 lief auch die Lokomotive von Zürich nach Baden; an dem kleinen Tunnel unter dem historischen „Stein“ hatte man nahezu ein Jahr gearbeitet. Ueberhaupt standen der Einführung der Eisenbahnen in der Schweiz die mannigfachsten Bedenken entgegen. Einmal glaubten selbst hervorragende Ingenieure wie Mäff in St. Gallen, daß das Dampfroß steilere Steigungen nicht erklimmen könne, und die Volkswirtschafts-Gelehrten machten geltend, daß viele Existenzen — Wirte und Fuhrleute — durch die Eisenbahn vernichtet werden würden. Ein schlagendes Beispiel für die Verödung, welche vielerorts die vorbeisauenden Züge hervorbrachten, weist die sogenannte „Kreuzstraße“ bei Bosingen auf. Einst lag hier das Verkehrszentrum der Schweiz; es war bis Ende der Fünfziger Jahre, das Alten der Posten — und nun!

Manche der kleinen Städte, welche einst den lebhaftesten Handelsverkehr — man denke nur an die Expedition des Getreides — aufzuweisen vermochte, liegt öde und todt vor unseren Augen und selbst auf ihrer, vielleicht manchen Kilometer vom Markte entfernten Station wächst Gras.

So ein rechter Fuhrwerkskanton ist heute noch der größere Teil von Alt-Fry-Mätien, aber wie lange noch — dann wird auch in jenen Thälern der schrille Lokomotivenpfiff der gemüthlichen gelben Postkutsche das Todesurteil künden.

Das Reisen in der Schweiz hat schließlich auch einen ganz besondern Zweig der Litteratur begründet, die Touristenhandbücher. Der älteste unter ihnen ist wohl der gelehrte, von 1701 stammende umfangreiche „Mercurius Helveticus, fürstellend die denkwürdigen und schauwürdigsten Anmerkungen und Seltsamkeiten der Eidgenossenschaft“ — des Zürcher Doktors Wagner. Der dicke Band ist eigentlich mehr ein Handbuch für Alttertumsforscher und Bibliotheken-Besucher wie für Touristen. Nur die Orte der Ebene werden freilich ausführlich genug berührt; das Gebirge bleibt eine terra incognita.

Sehr wichtig für die Schweizerreisen ward das noch heute interessante Werk des englischen Allermeltsbesuchers William Coxe, das 1779 unter dem Titel „Sketches of the natural, civil, and political state of Switzerland“ erschien und 1782 als „Lettres de William Coxe von Ramond“ in vermehrter und verbesserter Auflage, 1789 als „Travels in Svitzerland“ dreibändig erschien.



Weit hervorragender noch giebt sich das ebenfalls dreibändige Werk von Dr. med. Joh. Gottfried Ebel: „Die Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen.“ (Erste Auflage 1793, zweite 1804.) Ebel, ein warmer Freund der Schweiz und helvetischer Ehrenbürger, welcher der Eidgenossenschaft während der Revolution in Paris große Dienste leistete, hat mit diesem Werke seinem Landsmanne Bädcker in Koblenz die Wege gebahnt. Der erste rote Touristenfreund erschien im Jahre 1844; er erfuhr bis jetzt nicht weniger denn 21 Auflagen und doch sind ihm daneben noch eine gute Anzahl Konkurrenten in „Meier“, „Berlepsch“ und „Tschudi“ entstanden.

Wir wollen ein wenig in den Anfang dieses Jahrhunderts zurückgreifen und unter Benutzung von Ebel an dem Beispiele von „Basel“ und „Graubünden“ zeigen, was der Tourist damals etwa erschauen mochte.

Die in Basel ankommenden Fremden fanden ein wohl geordnetes Verpflegungswesen. Die vorzüglichsten Gasthöfe jener Tage waren: „Drei Könige“, „Storch“ und „Wilder Mann“. Als Führer in der Stadt dienten der 1799 von Hauptmann Ryhiner aufgenommene Plan und die „Beschreibung“ historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten“ von Bruckner aus dem Jahre 1763. Besucht wurden von den Fremden hauptsächlich die Holbein-Bilder u. s. w. enthaltende Universitätsbibliothek, das Münz-Kabinet, die Naturalien-Sammlung von Annone und Fäsch, das Lachenal-Hagenbach'sche Herbarium vivum, die Bibliothek des Erasmus. Ferner natürlich das Münster, das Rathaus, das Zeughaus, der seit 1703 übrigens nicht mehr aufgefrischte und Anfangs dieses Jahrhunderts schon wieder völlig verblichene Todtentanz, der botanische Garten u. a. m. Naturalien und Kunstkabinette besaßen auch die Apotheker Bernoulli, Frey, Bavier und Bruckner, sowie der med. Dr. Passavant, bei welchem sich Platters Herbarium fand. Sehr geschätzt wurden von Kunstfreunden die Sammlungen von Fäsch, von Mechel, Heusler, Hoffmann, Ryhiner, Bachofen und Burckhard, sowie die berühmte von Mechel'sche Kupferstich-Handlung und Atelier. Woher, der Landschaftler und Reineremann, der Tierstück-Maler, der Kupferstecher Falckeisen, die Maler Birmann und Benz erhielten ebenfalls nicht selten Visiten. Wer sich für technische Anstalten interessierte, fand reichen Genuß in der Schriftgießerei und Landkarten-Druckerei von Haas, in den Papierfabriken und Bandwebereien. Berühmt waren ferner das Waisenhaus und die Industrieschule. Auch der Gemüse- und Obstbau in der Umgegend,



sowie die Lachsfängerei werden als Sehenswürdigkeiten erwähnt. In der Hortikultur genoß der Merian'sche Garten, welcher auf Benkenhof nach englischer Manier angelegt worden, eines verdienten Rufes.

Die Spaziergänge und Ausflüge waren natürlich die nämlichen wie heute: Man gieng nach Riehen und Klein-Hüningen und fuhr oder ritt nach Benberg und Leimen, die in jenen Tagen zum Departement Oberrhein der französischen, unteilbaren Republik gehörten. Ueber Landskron, Mariastein, Flühen und Reinach kehrte man wohl heim. Für viele wird es die längste Reise gewesen sein, welche sie machten.

Wer nun vor hundert Jahren von Zürich nach Chur reisen wollte, hatte es wahrlich nötig, sich mit Geduld zu wappnen. Stieg er beim „Pilgrimsschiff“ an der Schiffslände, dort wo sich heute der Sonnenquai hinzieht, in die Marktbark, so ging es volle zehn Stunden, bis zur Landung in Lachen, von da brauchte er drei Stunden, um in Weesen anzukommen. Hier wurde gewöhnlich übernachtet und die dafür passenden Wirtshäuser waren das Rößli und das Schwert. Früh am Morgen des zweiten Tages giengs im Schiff weiter über den Wallensee nach Wallenstadt, das damals zwar viel mehr Verkehr aus der Warenexpedition über den Splügen hatte als heute, aber auch als äußerst ungesund galt, da die fortwährenden Überschwemmungen des See's stets Sumpffieber hervorbrachten. Alle Straßen an der Wasserseite waren mit Schlamm bedeckt und der Fußgänger kroch auf Brettern mühselig an den baufälligen Häusern hin. Erst die Durchführung des Vinth-Gscher-Werkes änderte diese Fatalität.

Nachdem man im „großen Hause“ zu Mittag gegessen, giengs mit Fahrgelegenheit weiter nach Sargans, das in drei Stunden erreicht wurde. Abends traf der Reisende glücklich in der Hauptstadt von Alt-Fry-Rhätien ein und fand nun hier die Wahl, ob er im „Weißen Kreuz“, im „Löwen“ oder im „Steinbock“ bleiben wolle. Er hatte bisher etwa 36 Stunden auf der Reise zugebracht und etwa 40 Franken Unkosten gehabt. (Heute kostet ein Eisenbahnbillet Chur-Zürich 6 Fr. 20; die Fahrt dauert 4½ Stunden.)

Am nächsten Tage wurde dann die Martinskirche, der große Saal im bischöflichen Palaste, die Stadtbibliothek, die Tscharner'sche Bücherei und das Naturalienkabinet, sowie die Landkartensammlung auf Schloß Marschlins gesucht. — Weitere Spaziergänge führten wohl nach dem Seminar Haldenstein, dem Lürlibad, Trimmis, Igis, Bizers und auf den Calanda.



Das war aber auch so ziemlich Alles, was Chur damals bot. Uebrigens galten Graubündens Thäler und Höhen noch bis in das erste Dezenium unseres Jahrhunderts hinein als recht unbekannte Gegenden. Mit dem Verpflegungswesen war es an den Hauptstraßen gut bestellt, in den Orten aber, die etwas abseits lagen, bedurfte es ganz besonderer Maßregeln. Ebel gibt für solche Fälle folgenden Rat: „Wenn man an irgend einem Orte des Abends anlangt, so erkundige man sich, ob dessen Einwohner katholisch sind, was man gewöhnlich an den Kreuzen auf den Kirchthürmen erkennen kann; ist das letztere, so darf sich ein wohl gekleideter Reisender nur geradezu bei dem Pfarrer des Dorfes melden lassen, der ihm gerne eine mäßige Mahlzeit und ein reinliches Bett anbieten wird, wofür man beim Weggehen der Köchin ein billiges Trinkgeld nach Willkür gibt. Ist es ein reformirtes Dorf, so darf man sich auch bei dem Pfarrer melden; doch nur in der Absicht, damit derselbe durch seine Verwendung das schicklichste Haus im Dorf ausmittle. Denn die geringen Besoldungen, die meist elenden Pfarrhäuser, und die oft zahlreiche Kinderfamilie der reformirten Pfarrer hindern, so manchen gefälligen Mann an der Ausübung edler Gastfreundschaft.“ Auch in Hinsicht auf die Sprache hatte man nicht selten Schwierigkeiten zu überwinden. Ebel meint, man thue gut, die Frage nach dem Wege auf Romanisch zu wiederholen, etwa: „Nu ei la via detja di andar vi Flims?“

Die großen Alpenstraßen existierten noch nicht; immerhin liefen von Chur eine ganze Anzahl fahrbarer Wege aus. So nach Seewis, nach Churwalden, dessen Wirt Benedikt Hemmi eines wohlverdienten guten Rufes genoß, nud bis über den Albula. Ins Oberland führte dagegen nur bis Reichenau eine gute Straße, weiter hinauf kamen lediglich Reiter und Fußgänger, sowie höchstens kleine Karren vorwärts. Auf der Splügenstraße gelangte man zu Wagen bis Thusis in vier Stunden, von dort bis Chiavenna brauchte man 24 Stunden. Uebrigens gingen täglich 4—500 Saumtiere durch das Dorf Splügen, um über den Paß selbst oder über den Bernhardin Italien zu erreichen.

Auch die verschiedenen Kurorte wurden schon verhältnismäßig häufig besucht. Das Bad Fideris z. B. besaß zwei Badhäuser, in denen hundert Gäste bequem Platz fanden. „Die Bäder stehen im Erdgeschoß in zwei großen Stuben dicht neben einander, und es findet keine Geschlechtsabsonderung statt, als wenn es ausdrücklich verlangt wird, wo man dann das innere Gemach ausschließlich den Frauen einräumt.“ Die Trinkstube konnte freilich nur



bei schönem Wetter besucht werden, dafür lebte man auch gut und billig. Der Kurant konnte mit 2 Gld. 30 Kr. (etwa 5 Fr.) alle Ausgaben des Tages bestreiten.

St. Moritz besaß damals schon eine gute Anzahl Hotels. Die „teuersten“ waren beim „unteren“ und „oberen Flugi“. Hier rechnete man nicht weniger als 10 Fr. im Tage für die Auslagen. Dabei war die Quelle nur von einem offenen Hause geschützt, wohin man alle Tage reiten oder fahren mußte. Wer baden wollte, durfte das Wasser in's Dorf bringen lassen, die Gemeinde verbot geradezu, ein besseres Badehaus bei der Quelle zu errichten. Man scheint damals in St. Moritz nicht viel von der „Fremden Industrie“ gehalten zu haben; denn das Anerbieten eines italienischen Prinzen, beim Heilbrunnen ein großes Gebäude ohne Unkosten für die Gemeinde aufzuführen zu lassen, wurde geradezu abgewiesen. Auch sonst wandte die Verwaltung der heiligen Naturgabe wenig Aufmerksamkeit zu. Die „Aqua forte di Agnolina“ fand besonders in Italien Absatz. Trotzdem wurde es in so schlechten Flaschen verwendet, daß die Kohlensäure diese sprengte oder die Pfropfen aus den Hälften trieb. Ebel erzählt z. B. über diesen Modus Raetorum: „Ich schickte im Sommer 1801 mehrere Kisten Selzer-Steinflaschen und der stärksten Burgunder-Weinbouteillen nach St. Moritz, von der dringendsten Bitte des Arztes zu Pfäfers begleitet, sie mit aller Schnelligkeit zu füllen und auf's Festeste zu pfropfen. Nach langem Warten und schweren Kosten langten sie endlich an: Alle Flaschen waren mit alten durchbohrten und bröcklichen Stöpfeln gepfropft und das Sauerwasser seiner Luftsäure (damalige Bezeichnung seiner Kohlensäure) dergestalt beraubt, daß ich es als unbrauchbar weggießen mußte.“

Davos, Tarasp, Arosa, Glins, Maloja u. s. w. waren noch gar nicht bekannt; der Besitzer von Alveneu-Bad hatte mit der Gemeinde wegen ihres Zugrechts und anderer starr festgehaltenen Vorurteile so hart zu kämpfen, daß der Besuch der Quelle ein äußerst schwacher gewesen sein muß.

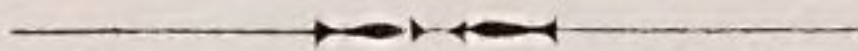
Engländer waren damals als sehr seltene Gäste im Bündnerland gesehen, zumeist sind es vornehme Italiener gewesen, die hier die heißesten Sommermonate zubrachten, wie sie dies ja an einzelnen Orten (St. Bernardino, Maloja u. s. w.) noch heute thun.

War sie gemüthlicher die frühere Art des Reisens? Wir glauben, mit „ja“ antworten zu dürfen. Aber, es war auch weit kostspieliger das „touristen“ in jenen Tagen, da die Postkutsche noch nicht einmal über die Alpenpässe gelangte.



Das ist der schöne Zug in unserer Zeit, daß sie auch den Genuß der Natur gleichsam demokratischer ausgestaltet hat, indem sie das Reisen im allgemeinen auch dem weniger Bemittelten erlaubt.

Freilich in der Reform der Eisenbahn und Hotel-Taren haben wir kaum die ersten Schritte gethan und es braucht noch eines guten Stückes Arbeit auf diesem Gebiete.







## X.

### Alte Zeitungen.

---

Seit 1609 erschien in Straßburg i. E. eine wöchentlich ausgegebene „Relation“ im Verlage des Buchdruckers Johannes Carolus daselbst. Diese älteste politische Zeitung deutscher Zunge erlangte bald eine große Beliebtheit vorzüglich in den Kreisen der Kaufmannschaft. Das Blatt ward mehrfach nachgeahmt, oder besser gesagt, nachgedruckt, so in den Städten Frankfurt a. M. (das heutige Journal), Magdeburg (Magd. Zeitg.) Hildesheim u. s. w. Auch in Zürich erregte das neue Unternehmen bald den Neid der Konkurrenz, denn die „Relation“ kam bei den mannigfachen Verbindungen mit der alten Reichsstadt jedenfalls frühe in den eidgenössischen Vorort. Vielleicht begann ein kühner Buchdrucker — der Verleger war wohl die Bodmer'sche Offizin, da eine Notiz des Unterscheiber-Manuals vom 6. Christmonat 1666 die Bodmer'sche „Wöchentliche Ordinary Zeitung“ als ein schon lange Jahre hindurch erscheinendes Blatt bezeichnet — zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und auf Anregung der Kaufmannschaft mit Ausgabe dieser Nachrichten.

Die Nummern der ersten Serie, welche sich im Besitz der Zürcher Stadtbibliothek befinden, datieren vom Jahre 1633, doch sind sie ersichtlich schon Fortsetzungen. Die fortlaufende Reihe ist ziemlich vollständig und häufig in Doppel erhalten, wobei noch das eine Exemplar so sauber erscheint, als habe es gestern die Presse verlassen. Das spricht für den zürcherischen Ursprung und die Annahme liegt nahe, daß man es in diesem Falle mit dem amtlichen Censurexemplar zu thun hat, welches nach seiner Benutzung zur Ausräumung der Bücherschätze der vor Kurzem (1629) gegrün-



deten Stadtbibliothek abgegeben ward. Im Weiteren mag darauf hingewiesen werden, daß sich nur selten Nachrichten über Schweizer Angelegenheiten finden. Bei der Erwähnung eidgenössischer Dinge verrät der Redaktor so viele Kenntniss der einschlägigen Titulaturen, wie sie schwerlich ein Nichtschweizer besessen haben dürfte. Die Spärlichkeit der Artikel erklärt sich endlich aus dem Bestreben der Regierungen, so wenig als irgend möglich über ihre Maßnahmen verlauten zu lassen.

Der Titel des Blattes lautet: „Zeitung Post: das ist aller denkwürdigen, namhafften, vnd fürnehmen Geschichten, so sich hin und wider in der Welt zugetragen und verlauffen möchten, einfalte, unpartheische Beschreibung, auß allerhand glaubwürdigen anderstwo getruckten Zeitungen vnd gewissen Sendbrieffen, zusammen gesetzt vnd dem begierigen Leser mitgeteilt. Alles gerichtet auff den alten Kalender. Auf das Jahr von der Geburt unsers Seligmachers MCDXXXIII.

Die ursprüngliche Bodmer- (Wolff-Froschauer-Offizin) behielt das Verlagsrecht der „Zeitungspost“ durch den größten Teil des siebenzehnten Jahrhunderts. Der zweite Nachfolger (Buchhändler Geßner), bezw. dessen Erben verkauften vor 1781 — die Daten sind nicht bekannt — die Druckerei an die Familie Bürkli. Gleich dem bekannten Zürcher Kalender ging auch die Zeitung in das Haus an der Schipfe über. Die heutige Freitagszeitung aber ist die ehemalige „Zeitungspost.“

Schon gegen Ende des siebenzehnten Säkulums existierte neben der älteren Freitagszeitung eine jüngere „Montagszeitung“ (Mich. Schaufelberger), die uns leider nicht erhalten geblieben ist. Der Name „Freitagszeitung“ erscheint schon im U. M. vom 13. Christmonat 1698. Im Hornung 1717 bat nun der Buchdrucker Simmler „zu besserer Ergwünnung“ eines Stückli Brodts“ um die Erlaubnis „alle Mittwoch und Samstag ein Zeitungsblättli drucken zu mögen.“ Der Rat wies ihn jedoch mit diesem Begehren ab, da sich die andern Offizinen über die zu erwartende Konkurrenz beklagten; „mit anführung: daß ihre Montags und Freitagszeitung hierdurch völlig ruiniert würden.

Bis 1798 besitzt die Zürcher Stadtbibliothek übrigens nur noch die Nummer 10 von 1711 und eine unvollständige Sammlung der Jahrgänge 1766 bis 1787 des Blattes. Die Titelsköpfe aber lassen die allmählichen Wandlungen erkennen. Während dieselben im Anfange des Jahrhunderts lauteten „Nr. 10. Vom 27. Horn. An 1711. FREITAGLICHE WOCHENZEITUNG



(Zürcher Wappen) Initialen S. M. C. M. O.“ und die Darstellung wie ein Courier neben einem Standesläufer sich der vom Thorwächter behüteten Stadtporte nähert — heißt es 1766—80: Nr. 28, Zürich den 11. Heum. Wochentliche Ordinari-Relata Refero — 1766 — Freitagszeitung“ und nach 1770: „C. D. Nr. 1. 5. Jenner 1770 Fortsetzung der Wochentlich-ordentlichen Freitags-Zeitung.“ Als nun von 1780 an die „Zürcher-Zeitung“ bei Drell-Füssli erschien, veränderte Bürkli den Titel noch einmal wohl um äußerlich der mächtigen Konkurrentin, die eben zweimal wöchentlich erschien zu gleichen, in Nr. 1 1784 Zürcher Freitags-Zeitung den 2. Jenner.“ Ganz ähnlich dem heute wohlbekannten Kopfe erschien schon damals der Zürcher Leu mit dem von einem Herzogshute beschatteten Wappen.

Meyer von Anonau erzählt, die Montagszeitung sei 1666 entstanden und 1724 eingegangen. Sie habe von 1673 in Quartformat mit zwei Colonnen vorgelegen und er habe sie gesehen. Trotz mannigfachen Nachforschungen ist es mir leider nicht möglich gewesen, ein Exemplar in den öffentlichen Bibliotheken zu entdecken, vielleicht daß sich ein solches in Privatbesitz findet. Das Gleiche gilt von einer Zeitung in französischer Sprache, die möglicherweise gar nicht erschienen ist und über die das St. M. vom 7. Januar 1688 berichtet: „Hr. Alt-Amtmann Simmler wurde auf Zusehen hin verwilligt wöchentlich eine Zeitung in französischer Sprach drucken zu lassen, doch daß keine nachteilige Sach darin gesetzt, sondern selbige der Censur unterworfen seyn solle.“ 1717 ward dem Sohne das Privilegium bestätigt und ihm die Erlaubnis gegeben — unter der Bedingung der Vorweisung zur Censur — allwöchentlich am Mittwoch und Samstag ein Zeitungs-Quartblättlein in französischer Sprach zu drucken.“

Nach mannigfachen Vorbereitungen erschien am 12. Januar 1780 im Verlage der Firma Drell Füssli und Cie. ein neues großes Zeitungsunternehmen, das von vorne herein dazu bestimmt schien, seinen älteren Konkurrenten in der ganzen Schweiz den Rang abzulaufen, es ist dies die heutige „Neue Zürcher-Zeitung“, damals betitelt:

Nr. 1

Zürcher (Reitender Postillon)

Mittwoche

1780

Zeitung

den 12. Jenner.

Ihre Ueberlegenheit kommt so recht zum Ausdruck, sobald man sich die bis dahin gültige Norm im zürcherischen Preßwesen ver-



gegenwärtigt. Bürkli beklagte sich über die Konkurrenz am 5. Januar 1780, die bestellte Kommission wies ihn jedoch ab.

Bezüglich der Bedienung durch fremde Korrespondenten zeichnet sich schon die älteste „Zeitungspost“ aus. Für die zeitgenössische Ueberlieferung der Daten und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges erweist sie sich sogar ganz schätzbar; so bringt z. B. die Nr. 11 von 1634 folgende Notiz, die auf die Ermordung des Herzogs von Friesland ein merkwürdiges Licht wirft: „Aus Eger, vom 29. Februarij. — Wie es sonst mit Nidermachung des Wallsteiners und andern hergangen ist zu vernehmen: Nach dem der Wallsteiner mit ungefahr 800 Mann allhie ankommen, so Er in die Doerffer losiert, und vom Obr. Buttler, zu dem er sich nichts böses versehen, eingeholt worden: ist darauf der Graf Terkky, Graff Rinsky, Obrister Illo und Rittmeister Neumann, so willig erschienen, von den Raths, affectionirten auff die Burgk gebetten, vnter Wege und bey der Tafel auch der Subscription ihres jüngst gemachten Schlusses gedacht worden, ist ein Commandirter Trupp Tragoner in die Stub kommen, diese vier alsbald stillschweigend niedergeschossen: von dannen zu des Friedländers Quartier geeilet, die Schildtwacht, einen Kämmerling, einen Page (so sie nicht zum Friedländer einlassen wollten) niedergeschossen: In diesem Tumult öffnet der Herzog die Thür, da dann der commandirte Offizirer ihm alsbald einen Stich durch den Leib gegeben: als aber der Herzog sich ermundert und nach seinem Gewehr greiffen wollen, hat er ihm noch zween Stich gegeben, daß der Herzog darnider gefallen, also daß das Blut in der Stub herumgesclossen: hernach ihn in ein Beth Thuch gewickelt, und also auff die Burgk geschleppt: Man hat in seynem Rosament sechs Tonnen Golds gefunden.“

Dies und ähnliche Nachrichten entnahm man noch lange — bis in unser Jahrhundert hinein — fast ausschließlich den fremden großen Blättern; man scheute es nicht, dieses Redaktionsgeheimnis auf dem Titel zu verkünden. So enthält die erste Nummer der „Zürcher Zeitung“ ebenfalls folgende Nachricht: „Schon einige Jahre hatten wir das Vorhaben, allhier eine politische Zeitung herauszugeben. Verschiedene Zwischenbegebnisse machten es uns unmöglich. Jetzt haben wir den ersten Entschluß genommen, damit den Anfang zu machen. Alle Mittwochen und Samstage auf den Mittag soll ein halber Bogen herauskommen und man bezahlt uns für den vollständigen Jahrgang Ein Gulden und dreyßig Kreuzer Zürich-Waluta, gegen Empfangschein zum voraus. — Es wird uns zwar, so wie anderen Zeitungen-Schreibern nicht



möglich seyn, die Weltbegebenheiten früher anzuzeigen, als sie geschehen sind; oder als sie auswärtige Zeitungen der Welt berichten. Aber doch haben wir Anstalten getroffen, vermittelt der besten französischen, englischen, holländischen und deutschen Zeitungen und auch durch zuverlässige Privat-Korrespondenz die Nachrichten immer so bald zu erhalten, und in unsere Zeitungen einzurücken, als es andere von unseren Nachbarn thun können. Wer nun die Preise aller dieser Hülfsmittel weiß, und dieselben mit den Kosten dieser unserer Zeitung vergleicht, wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen: Daß wir in diesem Fall mit unserm Nutzen auch den Nutzen des Publikums verbinden. Die Beschleunigung der Pränumeration wird uns eine wichtige Aufmunterung sein, für die Sache selbst und wenn wir anfänglich eben nicht das leisten, was wir gerne leisten wollten, so bitten wir zu bedenken, daß alle Anfänge schwer seien und daß wir von einer Woche bis zur anderen unsere Einrichtung verbessern und der Zeitung selbst dadurch mehr Interesse geben werden. Das erste Stück soll den 15. Jenner erscheinen. Wir bitten uns Briefe und Vorschußgeld franko aus."

Die hier erwähnten Privat-Korrespondenten hatten schon lange den Rat zu einschränkenden Festsetzungen geführt. So wurde 1669 entschieden: „Die Herren Geistlichen und Knaben im Hoff sollen sich des Zeitungs-Schreiben, daraus viel ungelegt erwachsen kann, müßigen.“ Die Geistlichen scheinen ganz besonders gerne Korrespondenzen besorgt zu haben. Noch 1693 wurde der Synode eine Erkenntnis vorgelesen, „wegen abstellung des allerhand schädlichen Zeitung-Schreibens auf die Landschaft und in das Thurgau.“

Zehn Jahre später, am 3. Hornung, heißt es in St. M.: „Um daß, die Zeit hervor, was wegen Chur-Brandenburg und die Evangelisch halber in Frankreich für ungute Zeitungen eingelangt sind und solche alsbald in Druck kommen; die Sachen aber hernach andersst ausgefallen, so soll ungleichheit zu vermeiden, solche Zeitung entweder gar nicht mehr oder nicht so leicht in die Zeitung gebracht, und dies Orts von den HH. Conscribus alle gewahrsame Vorsicht beobachtet werden.“

Anno 1683 folgt die Notiz: Bei dem diesmal betäubten Zustand der Reformirten in Frankreich solle wegen allerhand bedenklicher Reflexion, dieser Materie halber, den Zeitungen nicht das Wenigste Bengeruckt und sollen bey der Kanzleyen zu Bern und Basel, um Bestellung mehrerer Gewahrsame in dießern Cassu, privatim ersucht werden. Herr Raths-Substitut Rippel zu Basel solle privatim geschrieben werden, daß wegen den verfolgungen der



Evangelischen in Frankreich, die Relation in ihren Zeitungen entweder gar ausgelassen, oder aber so viel möglich gewahrſam geſetzt werdend weilen das Biſherige dennen guten Leuth nur zu unſtatten gereiche; bey dem widerwärtigen aber deſt mehr freud erwecke."

Der Rat ſchritt ſogar direkt ein und hielt die Redaktion zu eventuellen Verbeſſerungen an. Als Anfangs 1690 die Fortſetzung eines Artikels, der das intime Leben des Papſtes beſprach, wirklich erſcheinen ſollte, wurde dieſes kurzer Hand unterſagt. Drei Jahre ſpäter hatten die Komponiſten der beiden Zeitungen es gewagt, den König Wilhelm von England — erſichtlich nach franzöſiſchem Beiſpiel — nur als Prinzen von Oranien zu bezeichnen. Auf die Klage des Geſandten Herwart hin, ward ihnen eingeklarſt: „daß ſie fürzohin alles dasjenige, ſo gekrönte Häupter, Hof, Stände, oder ganze Nationen anginge, ſorgſältig ausweichen möchten. Auch jederweilen dem König Wilhelm von Groß Britannien, ohngeachtet des Ohrts, daher die Zeitung kommen möchte, den Titel des Königs in Engelland geben ſollten.“ — Auch 1766 beklagte ſich der General-Lieutenant v. Travers über eine ihn betreffende unrichtige Nachricht, worauf der Befehl erging: „daß die beiden Zeitungs-Schreiber bis ausgang des hierüber waltenden Prozeſſes nichts mehr in die Zeitung ſetzen ſollten."

Derartige Ermahnungen wiederholten ſich im allgemeinen Sinne anno 1704 und in ſpezieller Hinſicht 1794. In dieſem letzteren Jahre beklagten ſich nämlich der Sardinische Miniſter von Bern aus über einen Artikel der „Zürcher Zeitung" in dem „wenig vortheilhaft von den Sardinischen Truppen geſprochen wurde." Nach Abſchluß der Unterſuchung heißt es (19. März St. M.): „Der Verfaſſer entſchuldigt ſich, den Artikel aus dem Frankfurter Diſtretto genommen zu haben, er muß eine Art von Widerruf thun, und es wird ihm mehr Vorſicht für die Zukunft empfohlen."

Anderſeits gab man ſich ſeitens der Cenſurbehörde auch große Mühe, nach Korreſpondenten zu fahnden, die in fremde, theilweiſe im Ausland erſcheinende Blätter ſchreiben. So mußte im Hornung 1693 der Stadtschreiber wegen „des Schmäh- und Schandlichen Inhalts der Solothuener Wochen-Zeitung über den Tod der Königin in Engelland" ſich nach Bern wenden, um dort Nachforſchungen über den Urheber einzuleiten. Vom 26. Brachmonat 1710 berichtet das U. M.: „Der, in der Frankfurter Zeitung wegen dem Toggenburger-Gefchäft enthaltene allerdings falſche und unbegründete anzug, laſſen M. G. H. in Erwägung von was ahrt die



Zeitungen meistens seyen, und wie wenig reflexion, Ehr- und wohl-  
gesinnte gemüther auf dergleichen unwahrhafte austreuungen machen  
thüngind, dahin gestellt seyn. — Daß aber in der Zeitung von  
Leiden, unter dem Titul Zürich all-dasjenige begriffen, was bey  
letzterer Evang. Conferenz zu Arau verabschiedet worden, wurde  
nothig befunden durch einen Bekannten freund von dem alldortigen  
Zeitungs-Steller das Eigentliche und woher Ihme sothane Com-  
munication zukommen wäre, vertraulich zu erkunden."

Troßdem sich eine solche Mittelsperson bald fand, scheint es  
dennoch nicht möglich gewesen zu seyn, den Korrespondenten, der  
jedenfalls in der Staatskanzlei selbst zu finden war, entdecken zu  
können. 1758 ward dem Buchdrucker Heidegger ein Verweis er-  
theilt, weil er die streng verbotene „Bucelle" von Voltaire in den  
„freimüthigen Nachrichten" lobend — ohne Vorwissen des Censors —  
rezensiert hatte. 1767 hatten die im Verlage Ziegler's heraus-  
kommenden Nachrichten verschiedene anstößige Stellen aus der  
Hurter'schen Schaffhauser Zeitung entnommen. Bern meldete dies  
an Zürich, das den löbl. Stand Schaffhausen von sich um Reme-  
dur ersuchte. Es wurde ihm „die freund-Eidgenössische antwort:  
daß fürhohin in den dortigen Zeitungen die Nachricht über ein-  
heimische Geschäfte unterlassen und was darauf einfluß haben könnte,  
mit aller Behutsamkeit verhandlet werden solle." (19. Oct. St. M.)

Zwei Jahre später beschwerte sich der Magistrat von Winter-  
thur, „daß ihm in einem in hiesiger Stadt geschriebenen, und in's  
Thurgau gesandten Zeitungsblatt bey einem wichtigen, dort vor-  
gefallenen Handel, vorseßliche Nachlässigkeiten frecher weise ange-  
dichtet worden."

Die Censurbehörde forderte den Redaktor vor und dieser be-  
hauptete, seine Korrespondenz aus Winterthur selbst empfangen zu  
haben. Ihm ward darauf das hochobrigkeitliche Mißfallen bezeugt,  
„und ihm wie allen anderen (zu diesem Ende hin vor zu beschei-  
denden) Zeitungs-Schreibern genau angeschlossen, sich wohl zu hüten  
für das künftige solch unwahrhafte unbefriedigende Erdichtungen  
und Berichte, es seye über obrig. oder Privatpersonen auszustreuen  
massen Ihnen sonst dieses Schreiben gänglich untersagt werden  
würde." (Oct. 28. U. M.)

Die Censur ward bekanntlich in jeder Beziehung und von  
jeher in der strengsten Weise gehandhabt. Für Zeitungen findet  
sich die erste Spur von ihr im U. M. vom 14. Juli 1622. Die  
beiden Buchdrucker der Stadt hatten fliegende Blätter herausge-  
geben, in denen Dinge standen, „die in geheim bleiben sollten."



Darauf hin wurde auch für die Zeitungen die Censur eingeführt. Seit 1673 und 1674 ward den Censoren besondere Achtung auf die Nachrichten über Religionsfachen und Ratsverhandlungen empfohlen. Im gleichen Jahre wurde auch bestimmt: (St. M. 1674 Mars 14). „Es solle von den hiesigen Angehörigen fürhin nichts mehr, weder allhier noch an die frömden zu trucken gegeben werden; es seye dann zuvor durch die verordnete H. Censores völlig censirt worden.“

Zimmerhin scheinen die Drucker es verstanden zu haben, uncensirte Zeitungen auszugeben; denn 1689, 1691, 1697, 1700 und 1704 wird ihnen immer von Neuem eingeschärft, keine ferneren Abzüge zu veranstalten, ehe nicht die Erlaubnis dafür gegeben sei.

Eigentliche Censurordnungen für die Zeitungen existierten seit dem Jahre 1708. Am 26. Herbstmonat nämlich verordnete der Rat, daß die neu ernannten sieben Censoren „auf alle unerlaubten und verdächtigen Korrespondenzen vigiliren sollten.“ Zu diesem Zwecke durften sie die Briefe eröffnen, „den Zeitungs-Schreibern die Diaria abfordern.“ Um „allen inconuenien bestens vorzubiegen, sollten sie wenigstens alle Monath einmal zusammenkommen.“

Seit 1718 wurden die Censurregeln der Prädikantenordnung beigesdruckt, wohl deßhalb weil die Geistlichen sehr gerne für die Zeitungen korrespondierten.

Unter dem 23. Dezember 1789 bringt dann das St. M. die folgende Notiz: „In Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitumstände wurde der 6. § der Censurordnung dahin erläutert, daß allen hiesigen Bürgern, nicht weniger als den Schirmverwandten und Angehörigen, die auswärts stationiert sind, vergönnt sein, auf eigene Verantwortung hin, ihre litterarischen Produkte in Druck zu geben, ohne an die Mitteilung an hiesige Censores gebunden zu sein, doch in der Meinung, daß Aufsätze, welche mehr oder weniger Bezug haben auf hiesige Sachen, Geseze, Personen, ohne Genehmigung hiesiger Censurkammer nicht in Druck gegeben werden sollen.“

Mit dieser ersten Auffassung einer modernen Prozeßordnung waren aber durchaus nicht die Zeitungen gemeint, die bis zum Januar 1798 niemals schweizerische Nachrichten von einiger Bedeutung brachten. Als speziellen Censor gab man ihnen den seit 1791 amtierenden ersten Büchercensor, Herrn Obmann Ott, der dann bei Beginn der helvetischen Periode abtrat.

So waren von jeher die Redaktionen an strenge Regeln gebunden, und es darf der farblose Inhalt der Blätter jener Zeit nicht überraschen.



Neben Beschreibungen von Naturereignissen und Wundern beschäftigt sich der Text der älteren „Zeitungspost“, der neueren „Freitags-“ und „Zürcher-Zeitung“ fast nur mit den allgemeinen Weltbegebenheiten. In naiver Sprache, aber anschaulicher Schilderung, werden dem Leser die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges, der Fronde, des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes und der französischen Revolution in den noch erhaltenen Bänden vorgeführt.

Die Lust, Anekdoten zu bringen, ist herrschend; noch (1768 Nr. 46 vom 11. Nov.) erzählt die „Freitagszeitung“ ihren Abonnenten von den aufständischen Montenegrinern:

„Die Montenegriner sind sehr kriegerisch und mehrenteils ein wildes und in ihren Höhlen wohl verschanztes Volk in dem Gebirge Montenegro in Albanien, in Griechenland, welches der christlichen Religion zugethan, und die Türken bishero noch nicht unter ihren Gehorsam bringen können, deren viele in russischen Kriegsdiensten sind.“

Bei Friedrich II. Tode bringt sie in den gleichen schwülstigen Ausdrücken, wie etwa die „Vossische Zeitung“ in Berlin, die Verdienste des Monarchen zur Sprache. Dagegen wird der Tod des Sihlherrn Salomon Geßner in ganz allgemeinen Ausdrücken erwähnt. — Naturwissenschaftliche Aufsätze nahmen schon die Vorgänger der Familie Bürkli auf. So findet sich in der erwähnten Nr. 11 vom Hornung 1711 die Beschreibung eines wenige Tage vorher in Zürich verspürten Erdbebens. Die Vermutung liegt nahe, daß der Dr. Scheuchzer Verfasser derselben war. Selbst die Einteilung der einzelnen Nachrichten nach Rubriken unter Bezeichnung des betreffenden fremden Landes fand schon damals statt, während das XVII. Jahrhundert einzig nach Städten berichtete. Genug, es wird wenige der noch heute existierenden Blätter deutscher Zunge geben, die ihr ursprüngliches Ansehen so vollkommen bewahrt haben, wie diese Zeitungen. Ganz anders gestaltete sich von Anfang an das Konkurrenzunternehmen der Firma Drell Füßli & Cie. Den modernen Anforderungen entsprechend, beliebte die Redaktion der „Zürcher Zeitung“ stets einen gewissen großartigeren Stil. Sie kennt nicht mehr die bisher noch üblichen Neujahrswünsche, sondern nur trockene Abonnementsaufforderungen. Die wichtigen Nachrichten gelangen zur verhältnismäßig schnellen Ausgabe an die Leser; das Ereignis des 14. Juli 1789 z. B. ward schon vier Tage später durch eine kurze Notiz in den Spalten des Blattes erwähnt, nicht ohne die Thatfache, daß ein gewisses Behagen darüber durch die Zeilen zu lesen ist. Daneben finden sich auch Besprechungen von



Tagesbrochüren, und ernsthafte Erläuterungen der Verhandlungen in dem englischen Parlamente und den französischen Versammlungen. Am Schlusse eines jeden Jahres erscheint endlich eine kurze Übersicht über die merkwürdigsten Geschehnisse der verflossenen zwölf Monate; ersichtlich, um dem Leser den Inhalt des Bandes noch einmal klar vorzuführen. Die Spur eines Feuilletons hingegen tritt nur in der „Freitagszeitung“ von 1787 auf, es ist die Erzählung vom „armen Mann im Tockenburg“. Nach dem Vorgange des gleichen Blattes begann man allgemein seit 1780 etwa für den Handelsstand die Börsenkurse von Paris und London zu notieren. Die Anzeigen treten schon frühe auf.

Leider sind die Abonnementsbedingungen nur für die „Zürcher Zeitung“ erhalten geblieben. Für die jährliche Vorauszahlung von 1 fl. 30 kr. lieferte „das Postamt dieselbe franco nach Aarau, Lenzburg, an das Fahr in der Stille bei Brugg; dann nach Zug, Mellingen, Klingnau und Waldshut à 2 fl. oder 32 Bernbagen. Nach St. Gallen aber für 1 speziess Bayerischen Thaler, und bis Chur.“

Aus dieser Notiz geht auch hervor, welche Verbreitung das Blatt damals erhoffen durfte. Es gelangte jedenfalls nur sporadisch in jene Orte, die eine eigene Zeitung besaßen; denn die Regierungen begünstigten sicherlich nicht die fremde Presse, schon um die eigenen Bürger vor einer etwaigen Konkurrenz zu bewahren.

Die „Zeitungspost“ erschien einspaltig mit zirka 50 Zeilen deutlicher Petitschrift, vier Seiten stark mit oberer Randverzierung auf der ersten derselben, einmal wöchentlich. Die „Montagszeitung“ soll zwei Spalten besessen haben, auch die „Freitagszeitung“ von 1767 zc. kennt diese Einteilung, diejenige von 1711 noch nicht. Erst die „Zürcher Zeitung“ erschien zweimal wöchentlich im durchschnittlichen Format von 18 zu 22 Cm., welches übrigens ähnlich demjenigen ihrer Vorgängerin ist. Sehr wichtige Nachrichten meldete man bis in das XVIII. Jahrhundert hinein durch die „Extraordinari-Zeitungen“. Der Titel einer solchen von größerem Umfange lautet: „Extra-Ordinari-Zeitungen vom 6. Julij alten Calcs dieses 1534 Jahr. Darinnen nicht nur folgende gewisse Zeitungen begriffen als

- I. Die bestellte Ordinanz, wie das spanische Volk in Teutschland ziehet,
- II. Wie die Schweizerischen Gesandten, so mit Spanien verbündet, zu Mailand ankommen, vnd empfangen worden,



III. Der Zustand der Kayser: Ungar. und Bayrischen Macht vor Regensburg.

VI. Die Entzückung Zell am Bundersee; sondern auch

Was sich in Schlesien, Niederlanden, Elsas, Francken 2c. zu Rom, Paris, Brüssel, Regensburg 2c. zugetragen: die ängstigung Hildesheim: die Conjunction der Weimariſchen und Horniſchen Armaden in Bayern 2c.

Getruet im Jahre Chriſti 1634.

Eine Vermehrung des Textes führte im Laufe der Achtziger Jahre zur Beilage einer fünften und ſechſten Auflage. War anderſeits nicht genügender Textvorrat im Beſiße des Druckers, ſo blieb die vierte Seite frei; bei der „Zeitungspost“ findet ſich in ſolchem Falle öfters die Bemerkung, daß die letzte Frankfurter Poſt ausgeblieben ſei. Auch ſcheute man ſich nicht, die Cenſurlücken offen hervortreten zu laſſen, ein Verfahren, das ſich bis in unſer Jahrhundert erhalten hat.

So finden ſich manche Anflänge an das Zeitungswesen des XIX. Saeculums neben Thatſachen, die ganz auf die Rechnung der damaligen Anſichten über die Redaction eines politiſchen Blattes zu ſetzen ſind. Haben wir in der Zeitungspost die älteſte und eigenthümlichſte Geſtaltung eines ſolchen, ſo führt uns die „Zürcher Zeitung“ hingegen langſam in unſere Zeit hinüber, die die Preſſe als eine Großmacht zu bezeichnen liebt.

Neben den wöchentlich herauskommenden Blättern gab es in Zürich auch monatliche Zeiſchriften politiſchen Inhalts. Zunächſt die „Merfure“, unter welchen eine Art monatlicher Korreſpondenz zu verſtehen iſt, die den Übergang vom politiſchen zum Unterhaltungsblatt bildet. Nach dem Vorbilde des gegen Ende des XVII. Jahrhunderts ſehr beliebten franzöſiſchen „Mercure Galant“, einem Blatt, das ſich hauptſächlich von den Skandalgeſchichten der großen Welt nährte, ſchildert der Zürcheriſche Merkur in umſtändlichſter Weiſe die Haupt- und Staatsaktionen jener Tage. Erſichtlich war die Zeiſchrift zumeiſt für die gebildeten Stände geſchrieben, denn es fehlen auch nicht Darſtellungen von wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Schöpfungen der Kunſt und Litteratur. Für die letztere erfolgte jeweilen am Schluſſe des betreffenden Heftes „eine Zugaab von Büchern, ſo in dieſem Monat heraus kommen.“ — Der Text vermeidet übrigens hier wie anderwärts jede Kritik und begnügt ſich damit, die nackten Thatſachen aufzuzählen. Der Titel des Unternehmens, das für die Zeit von 1694—1714 vollſtändig vorliegt, lautete:



Historischer  
und  
Politischer Mercurius  
Das ist

Kurze monatliche Erzählung was  
sich durch das ganze 1694ten Jahr,  
in Europa von allerhand Welthändeln  
in Kriegs- und Friedens-Sachen, auch in der  
Natur und Freyen Künsten neues zugetragen,  
samt einigen Politischen Anmerkungen darüber.

Die Nummern sind in Duodezformat ( $7\frac{1}{2} : 12\frac{1}{2}$ ) immer  
64 Seiten stark auf festem Papier deutlich gedruckt. Bei der wirk-  
lich guten Ausstattung kann der Abonnementspreis nicht billig ge-  
wesen sein, er ist uns leider nicht überliefert worden, ebenso wenig  
wie der Name des Verlegers. Hingegen ist unzweifelhaft Zürich  
der Ursprungsort des Merkurs, denn sein Nachfolger beruft sich  
nicht nur auf ihn, sondern auch das U. M. vom 28. Hornung  
1714 erwähnt die Katastrophe, die ihn verschwinden ließ, in fol-  
gendem Satze: „Der Mercurius vom Dezember 1713, worin ohne  
vorangegangene Censur verschiedene höchst ungeziemende anmerk-  
ungen enthalten, ward confiscirt, und durch einen Provossen öffent-  
lich verbrennt.“

Es ist dies die einzige derartige Exekution, von der die An-  
nalen der zürcherischen Censur zu berichten wissen.

Der Merkur trat in veränderter Form noch einmal im Jahre  
1741 auf, doch scheint sich das Unternehmen, welches Geßner ver-  
legte, nur bis zum folgenden Dezember 1742 gehalten zu haben.  
Mit dem VIII. Stück dieser Serie nämlich hört die Reihe der im  
Besitz der Stadtbibliothek in Zürich befindlichen Bändchen auf.  
Die Revue erschien alle sechs Wochen unter dem Titel:

Neuer Historischer Mercurius  
der das Merkwürdigste,  
theils aus der Politisch, theils  
aus der Gelehrtenwelt berichtet

Desgleichen vermischte Sammlungen auserlesener  
alter und neuer Merkwürdigkeiten aus der  
Philosophie, Gottesgelahrtheit, Sittenlehr,  
Naturwissenschaft, Vaterländischen- und Kirchen-  
Geschicht; Mechanic, Critic, Dichtkunst wie auch  
der übrigen Künsten und Wissenschaften.

MDCCXLI



Über Umfang und Anlageplan der Zeitschrift giebt ein „Vorbericht“ in folgenden Worten Aufschluß: „Nachdem der in der Schweiz ehemals gedruckte Historische Mercurius einen fast zwanzigjährigen Hausarrest ausgehalten, bedunkt es seine Gönner, um es so vielmehr Zeit zu seyn, daß er wieder an das Tageslicht trete.“

Ferner wird erwähnt, daß die Nummern eine Stärke von 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen besitzen werde. Der Abonnementspreis betrug 27 Kreuzer oder drei gute Gulden für das Jahr; die Lieferung auf „Schreibpapier“ frei in's Haus. Druck und Papier sind sehr mangelhaft, was jedoch nicht Wunder nehmen darf, wenn man bedenkt, daß das Blatt im XVIII. Jahrhundert erschien.

Eine große Berühmtheit hat die Zeitschrift erlangt, welche der große Bodmer in seinem 27. Jahre bei Lindinner herauszugeben begann. Es sind die:

Neu Zeitungen aus der Gelehrtenwelt  
Zur Beleuchtung der Historie der Gelehrsamkeit  
gesammelt von  
Biblinphilo.

(Holzschnitt den Parnasß darstellend)

Gedruckt zu Zürich, 1725.

Da eine Würdigung dieser kritischen Monatschrift der Litteraturgeschichte angehört, so sei hier nur erwähnt, daß die Nummern in Oktav 19 : 16 je einen Druckbogen stark erschienen und hinsichtlich der typographischen Ausstattung unter die besseren Erzeugnisse der damaligen Zeit gerechnet werden müssen. Der Inhalt beschränkt sich zumeist auf Anzeigen von neuen Büchern und deren Kritik, doch fehlen auch nicht Artikel über die Technik, die Medizin und Naturwissenschaften zc.

In diese Kategorie darf dann auch wohl gerechnet werden:

Der Erinnerer  
Eine Moralische Wochenschrift  
Erster Band  
Zürich. Gedruckt in Bürgklicher Druckerey  
1765.

Der Titel der einzelnen Nummern, die jeweilen einen Druckbogen umfassen und stets ein Motto führen, lautet:

Der Erinnerer, Erstes Stück.  
Freytags, den 4. Jenner 1765.

Crispinus ego sum! — etc. Pers. Sat. III.

Dieses Blatt muß schon 1764 erschienen sein, denn die Einleitung zum Bande von 1765 spricht von einem vorangegangenen



Jahrgange. Es ist wahrscheinlich schon nach zwei Jahren wiederum eingegangen, denn 1766 kam es mit der Censur in Konflikt. Die bezügliche Notiz stellt übrigens zum ersten Male die Forderung der Namensnennung des verantwortlichen Verfassers auf. „Bey sorgfältigen Anzug wegen der wöchentlich auskommenden Schrift der Erinnerer betittelt, ist befunden worden, daß bey antragender Wachsamkeit an die H. H. verordneten zur Censur, erkennt seyn solle: daß fütrohin ein jedes Stuck in Manuscript 14 Tag, ehe es gedruckt wird, in die Censur gethan, und keines angenommen werden solle, darunter seyn Verfasser den namen nicht gestellt habe.“

Der Inhalt beschränkt sich auf Schilderungen einer moralischen Lebensart in Form eines Tagebuches, moralischen Anekdoten, Lebensbeschreibungen, Charakter schilderungen, Abhandlungen über Kindererziehung und Ehefragen. Alle diese Artikel sind in möglichst überschwenglichem Tone gehalten.

Auch für den Kleinbürgerstand, der gerne etwas Abgeschlossenes Ganzes in der Zeitungslektüre liebt, wurde im Jahre 1750 ein Monatsblatt gegründet. Es erschien im Verlage von Ziegler, dem Schwiegersohn Lindners als:

Monatliche Nachrichten  
einiger Merkwürdigkeiten  
gesammelt und herausgegeben  
in Zürich MDCCL. Jenner.

Der Herausgeber verspricht in der Einleitung hauptsächlich die Civilstandsveränderungen in Zürich und den sonstigen größeren Orten der Schweiz anzuzeigen: „denn unter den Hauptveränderungen, die bey den Menschen vorgehen, sind die allerwichtigsten vorderst der Eintritt in dieses Leben, und der Ausgang aus demselben, darnach auch die Verwechslung des ledigen mit dem Ehestande.“

Dies im Großen die Anlage der „Nachrichten“, die daneben freilich auch Gedichte — in Nr. 1 die „Mordnacht von Zürich“, Anzeigen von schweizerischen Büchererscheinungen brachten und hin und wieder sogar von wichtigen Geschehnissen berichteten; so z. B. anno 1755 weitläufig von dem Aufstand im Vivinenthal.

Auf grobem Papier, plump aber deutlich gedruckt im Format der von der gleichen Firma herausgegebenen „Donstagsnachrichten“ kostete die einzelne Nummer vier Schillinge, während für ein vor auszubezahlendes Jahresabonnement von 1 fl. 8 sh. der Jahrgang „auf Schreibpapier“ frei in's Haus geliefert ward. Die „Nachrichten“ die Meyer von Anonau, als überaus langweiligen Inhalts bezeichnet, erschienen von 1799 ab wöchentlich und erhielten sich



bis in unser Jahrhundert, obgleich auch sie nicht ganz unangefochten von der Censur blieben.

Selbst ein volkstümliches Blatt über Arzneikunde besaß Zürich für die Jahre 1782—85 in der:

Gazette de Santé

Oder gemeinnütziges medizinisches Magazin  
für Leser aus allen Ständen und  
zum Besten einer Privat-Anstalt für Arme Kranke.

Herausgegeben von Joh. Heinrich Rahn, M. D.

Erster Jahrgang, Erstes und zweytes Stück

Zürich. Bey Joh. Caspar Fuesly 1782.

Bei sehr guter Ausstattung im Oktavformat erschien alle zwei Monate ein Stück von 6—8 Bg. Über Abonnementspreis ist nichts bekannt; derselbe scheint in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes ein freiwilliger gewesen zu sein. Über die Tendenz läßt sich die Vorrede dahin aus: Die Aufsätze behandeln allemal 1. Einen Theil von der Lehre der Natur des menschlichen Körpers. 2. Einen Theil von der Lehre die Gesundheit zu erhalten. 3. Die Gesundheit und die Krankheiten, die jedem besonderen Stande und Beruf eigen sind. 4. Die Lehre von der körperlichen Erziehung der Kinder. 5. Die notwendigsten Regeln, die man bey Krankheiten in Absicht auf das Verhalten und den Gebrauch der Arzneymittel zu beobachten hat."

Dem Zwecke entsprechend sind die Aufsätze in populärer Sprache, wenn gleich sehr umständlich geschrieben. Zum ersten Male tritt übrigens in dieser Zeitschrift die Neuerung auf, daß ein „Fragekasten“ eingerichtet ist und die Leser sich in ihrer Weise als Mitarbeiter bethätigen.

### Das Annoncenwesen.

Das XVII. Säculum kannte für seine Zeitungen noch keine Anzeigen, erst mit dem Beginne des folgenden Jahrhunderts tritt eine Art von Annoncenwesen auf. So besitzt die mehrfach erwähnte Nummer der „Freitagszeitung“ von 1711 eine Buchhändleranzeige, nämlich:

„N. B. Bey einem Freund in Augspurg stehet in billichem Preise zu verkauffen; Gottfrids Chronik mit Merians Kupferstichen, samt dem Theatro Europae bis auf 1695 in 15 Theilen, in albo. Wer solches zu kaufen Lust hat, kan sich zu Zürich in der Schaufelberg-Harfmeyerischen Buchdruckerey anmelden.“



Ein eigentliches Anzeigebblatt erhielt Zürich nach dem Vorgange von Basel und Bern erst im Jahre 1730 unter dem Titel:

Donnstag-Nachrichten von Zürich

Betreffende allerhand in dem gemeinen Handel vorkommende Dinge als vom kauffen und verkauffen, von verleihen und entleihen, oder zu lehen empfangen, vom gesund-verlohren, von Kostgeben und Kostnehmen und anderen dergleichen Sachen, wochentlich zubekommen bey Hauptmann Hans Jacob Lindinner.

Num. I. Den 23. Hornung 1750.

Bis 1781 ist der Titel unverändert geblieben, dann änderte er sich in „Donnstagblatt“ um. Selten waren es mehr denn vier Quartseiten (16 : 20 cm.) auf die der Inhalt anschwoh. Dieser umfaßte die Statistik der Ehen, den Abdruck von behördlichen Verordnungen, von Amtsbeförderungen, Erwähnungen von öffentlichen Akten neben den vermischten Anzeigen. Die Schlußrubrik „Unterscheidliche Nachrichten“ später auch „Merkwürdigkeiten“ genannt, umfaßte den eigentlichen redaktionellen Teil. Nachdem sie seit 1742 fortgeblieben war, traten an ihre Stelle die „monatlichen Nachrichten. Papier und Druck sind ziemlich gut, der Abonnementspreis von einem Thaler p. a. oder 2 sh. für die Nummer erscheint hoch, doch meint der Herausgeber: „Vielleicht aber doerfte er künftig wenn ihm Gott Leben und Gesundheit schenket, und er von dieser Arbeit genugsam Nutzen vor sich siehet, von solchem Preis etwas nachlassen.“ Für einen Trägerlohn von 8 sh. bekam man das „Blättli“ wie es bald kurzweg geheißen wurde frei in's Haus. Dieser Vorgänger des heutigen „Tagblatts“ (von 1737 an im Besitze Ziegler's vergrößerten die D. N. ihr Format anno 1781.) Dreizehn Jahre später gingen sie in den alleinigen Besitz der Familie J. J. Ulrich über, und erschienen nun von 1801 an zweimal in der Woche am Montag und Donnerstag. Seit 1842 ein „Tagblatt“ hat die Zeitung heute den größten Abonnentenkreis, den ein ähnliches Unternehmen aufzuweisen hat, (nämlich 17,000) verlangte die Einsendungen jeweilen bis zum Montag, „doch waren schon vor Verfluß des ersten Halbjahrs 1730 dieselben in genaue Rubriken geschieden, die fast ganz den jetzt noch bestehenden gleichen.“ Das Unternehmen erlebte einen raschen Aufschwung schon deshalb, weil die Behörden es von jeher gerne als Publikationsmittel für ihre Verordnungen benutzten.

Auch die politischen Wochenzeitungen kannten Anzeigen — stets auf der letzten Spalte ihrer vierten Seite — von Behörden, Postämtern, Buchhändlern, Bädern, Lotterien zc. Gerade die jetzt ge-



nannten gaben Anlaß zum Einschreiten. Wie die amtlichen Annoncen jener Tage beschaffen waren, zeigen die vier, die sämtlich der Freitagszeitung und Zürcherzeitung entnommen sind.

### Abvertissement.

„Gleichwie U. G. R. Hhhrn. vor einem Jahre bemüßigt gewesen, dem hiesig verburgerten Kapitän-Lieutenant Johann Friedrich Wolf, welcher sich meistens zu Rapperschweil, in dem Lenzburger Amt aufhältet, wegen seiner ringsinnigen und ausschweifenden Lebensart auch lüderlichem Herumziehen in den Bechhäusern, alle schaltende und waltende Hand über seine noch wenigen Mittel zu benehmen — diese in Obrigkeitlichen Schirm und vogtliche Hände zu legen, mithin ihm selbst als Prodigum öffentlich verrufen, zu lassen; und um denselben sinther etwas Erbs-Mittel zugeflossen, wovon er einen schlimmen Gebrauch machen zu wollen bedacht ist, ohngeachtet solche zu seinem Besten in dem hiesigen Schirmkasten versorget sind. Also wird auch dermahlen Männiglich von Obrigkeit wegen verwahrnet, gedachtem Kapitän-Lieutenant Wolf unter keinem Vorwand und zu keinen Zeiten, weder Geld noch Geldeswerth auf Rechnung als Lehnung anzuvertrauen, allermassen für solche Vorgung Niemanden weder Gehör, Antwort noch Recht gehalten werden würde.

Signatum den 9. Martii 1774.

Canzley der Stadt Zürich.

### Abvertissement.

„Wann meine Hochgeachte, Hochwürdige und Hochgeehrte Herren Censores der Bücheren, mit vielem Mißbelieben zu ersehen gehabt, was Gestalten sind einiger Zeit sowohl in Journalen, als einzelnen Brochüren, verschiedene Schriften, welche die nächste Vermuthung geben, daß selbige entweder von hiesigen Bürgern verfaßt, oder wenigstens der Stoff dazu, von solchen geliefert worden seye, ohne Verwissen und Bewilligung der Löbl. Censurkammer, einfolglich der dießfalls substistirenden Hoch-Obrigkeitlichen Verordnung zuwieder, in das Publikum geworfen worden; als wollen Hochdieselbe durch gegenwärtig-öffentliche Anzeige jedermann alles Ernst verwahrnet haben, keinerley Schriften, von was Art selbige immer seyn mögen, ohne Vorwissen und zuvor erhaltene Bewilligung der hiesig Löbl. Censur-Kammer in das Publikum zu geben,



noch auch Materialien zu solchen zu verfertigen, und selbige anderwärts zum Druck befördern zu lassen; ansonsten und wann wieder Verhoffen dieser ernstgemeynten Wahrung zuwieder, dergleichen Schriften zum Vorschein kommen sollten, ab Seiten Löbl. Censurkammer die schärfste Nachforschung dessentwegen vorgenommen und gegen die Verfasser mit der ernstlichsten Bestrafung verfahren würde.

Actum, Dienstags den 23. May 1775.

Corum Liborum Censoribus

Censur Schreiber.

(No, 38. B. B. Samstag den 12. May 1781.)

### Signalement.

„Niklaus Castellaz, Advokat und Gerichtschreiber zu Gries, Kantons Frenburg, ohngefähr 40 Jahre alt, fetten Leib, 5 Schuh, 5 Zoll hoch, vollkommen und hochfärbigtem Antlitzes, kurzen Gesichts, doch feurigen Blicks, starker heller Stimme, heftiger Aussprache, hinkt, und ist sein linker Fuß merkbar kleiner und kürzer als der rechte, sucht diesen Leibsfehler durch den Absatz des Schuhs zu verbessern, und geht nur mit Hülfe eines Stockes, trägt eine runde Perrücke, bisweilen eine mit einem Haarbeutel und trug am 4. May ein graues Kleid. Auf diesen des Hochverraths schuldigen Flüchtling ist dem, oder denjenigen so seine Handvestmachung verschaffen, oder dazu genugsame Anleitung geben werden eine Recompens von 50 neuen Louisd'or versprochen, die ihnen allsogleich bezahlt werden solle.

Signatum den 7. May 1781. Kanzley Frenburg.

(Nr. 96. B. B. 1792. den 29. August.)

„Es hat der Löbl. Stand Bern bey Anlaß der über den berücktigten Amadé Emanuel Francois de la Harpe, des Utins, Herrschaftsherrn zu Mens, Burger von Lausanne, wegen seiner aufrührerischen-landesverrätherischen Anschläge ausgefallten Strafsentenz, Kraft deren er per contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, eine Belohnung von Zweitausend Thalern für den oder diejenige bestimmt, so ihn de la Harpe der Justiz überliefern werden. Welches denn nach dem Verlangen jenes Löbl. Standes zu jedermanns Wissen öffentlich bekannt gemacht wird,

Actum Samstags den 25. Augusti 1792

Coram Senatu

Kanzley der Stadt Zürich.



Was schließlich den etwaigen Insertionspreis anbelangt, so existieren hierüber keine Festsetzungen. Es ist daher wahrscheinlich, daß bei dem doch immerhin noch verhältnismäßig geringen Umfange, den das Annoncenwesen damals besaß, die Insertion stets für den einzelnen Fall vom Verleger nach Gutdünken berechnet wurde.

Nicht nur der hohe Preis und das geringe Interesse am öffentlichen Leben wie die durchaus lokalen Beziehungen der zürcherischen Presse bedingten ihren minimalen Umfang, sondern von allem auch der scharfe Druck, den die Censurbehörde auf sie ausübte.

Das Jahr 1798 hob diese Uebelstände freilich in nur bedingter Weise auf, immerhin begann mit diesem Jahre eine gewisse Freizügigkeit der Presse, ohne die ein politisches Blatt nicht an einen größeren Aufschwung zu denken vermag. In der vorhelvetischen Periode gelangten die Zeitungen kaum über die Kantons-grenzen hinaus, da bei der Zersplitterung der damaligen Eidgenossenschaft ein jeder Ort sein eigenes Wochenblättlein besaß. Daran liegt es übrigens auch heute noch, daß die Schweizerpresse eigentlich gar nicht, oder doch nur mit zwei oder drei Ausnahmen, über eine lokale Bedeutung hinausragt.

---





## XI.

### Bildliche Darstellung der Schweizerischen Renaissance.

---

Zu den interessantesten von der Presse im XVI. Jahrhundert hervorgebrachten Erzeugnissen gehören unzweifelhaft jene Druckwerke, die künstlerisch die Schweizergeschichte verherrlichen. Holzschnitte und Kupferstiche sind es, welche als einzelne Blätter oder in Buchform vereinigt, die namhaften Thaten der Eidgenossen schildert. Welchen Wert diese Illustrationen für die Kulturgeschichte haben, ward an anderer Stelle berichtet; diese Zeilen mögen nur ihrer allgemeinen technischen Ausstattung, ihrem Inhalte gelten.

Die ältesten Holzschnitte der beregten Art enthält die sehr selten gewordene Reimchronik des Luzerner Unterschreibers Niklaus Schradin, welche am St. Antonitag in Sursee erschien. Das Büchlein führt den Titel: „Königt (!) diß Kiergs (!) gegen dem allerdurchleuchtigsten Herrn kening, als erzhertzogen zu Osterreich und dem schwebyschen pundt dero sich das heilg Römisch rich angenommen hat eins theils vnn stett vnn lender gemeiner eidgenossenschaft des andern.“ Zwischen dem Texte werden fünfzig, sehr roh ausgeführte und teilweise wiederholte kleine Holzschnitte vorgeführt. Mit einfachen Umrissen entworfen und wenig schattiert, weisen die steifen Figuren und die Bedute immerhin schon geringe Andeutungen einer Perspektive auf. Der Künstler, welcher diese Illustration schuf, die zumeist Scenen aus dem Schwabenkriege in bunter Abwechslung mit Wunderthaten und profanen Geschehnissen schildern, ist uns ein völlig Unbekannter. Jedenfalls ist er aber identisch mit dem Kopisten der Gerold-Edlibach'schen Zürcher-Chronik, die ja in ihrem Anhange die gleichen, nur weniger ausgeführten Bilder enthält wie das Schradin'sche Werk.

Der siegreich von den Eidgenossen gegen das Römische Reich deutscher Nation geführte Kampf begeisterte mannigfach die Kupfer-



stecher und Holzschnneider Oberdeutschlands zur Herausgabe von größeren, auf die Hauptschlachten sich beziehenden Blätter. So folgte ein Holzschnitt in gewaltigen Dimensionen ausgeführt (188 : 39 cm) den Ereignissen auf dem Fuße; denn er erschien spätestens im Frühling des Jahres 1500 bei Erni in Basel. Drei Stöcke wurden zu diesem, nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen Blatte verwendet, das zu den schönsten Erzeugnissen damaliger Illustrationskunst gerechnet werden muß. Da stehen nun die Hauptphasen der wechselreichen Schlacht von Dornach (22 Heumonath 1499) in glücklicher Auffassung vor uns; es ist als sähen wir noch heute lebhaftig die Schwierigkeiten, die das Schweizer Heer vor dem Siege zu überwinden hatte. Neben dem Angriff der wild daherstürmenden Eidgenossen auf das Lager der Deutschen erscheint auch der harte Strauß mit der berühmten „wälschen Garde“ die Verfolgung der Fliehenden neben den Plünderungsscenen aller Art. Freiherr von Muffeß meint von dem Schnitte: „Gewiß werden die Zeitgenossen noch manche Einzelscene des Bildes als eine geschichtlich treue Erinnerung erkannt haben, die jetzt uns als Phantasie des Künstlers erscheinen mag.“ Aber auch über diesen bedeutenden Illustrator hat man nur vage Vermutungen; der Meister hielt sich mit der Ausführung des Ganzen noch völlig im Geschmacke des XV. Jahrhunderts, doch ist dieselbe eine so lebendige, eine so künstlerisch schöne, daß nur eine bedeutende Hand die Zeichnung liefern konnte. Auch hier ist wiederum eine Fülle von kriegsgeschichtlichen Details zu bewundern, besonders klar und kräftig tritt der Schweizer Angriff gegen die Reiterei hervor.

Ebenfalls aus Oberdeutschland, vielleicht aus Kolmar, kommt das Kupferstichwerk eines Unbekannten (Martin Schöngauer), der vielleicht identisch mit dem oben erwähnten Künstler ist, der jedenfalls die sechs Querfolioblätter, welche den Schwabenkrieg behandeln, auf Bestellung der Sieger lieferte. Die einzelnen Stiche bilden zusammen eine Art Landkarte des Bodensees und seiner weiteren Umgebungen, wobei Norden am untern, Süden am obern Rande der Platte angenommen ist. Diese Arbeit bildet einen höchst schätzenswerten Beitrag für die Typographie jener Tage, wenngleich die Bedeute nur geringe Kunstfertigkeit verrät und im allgemeinen sehr flüchtig entworfen zu sein scheint. Desto lobenswerter sind die Leistungen auf dem Gebiete der Architektur, welche selbst ein Hofner-Altenack als eine der bedeutendsten Schöpfungen jener Tage auf diesem Gebiete erklärte. Das Gleiche gilt für die Figuren, die schon den Stempel einer neuen Kunstepoche zeigen und in ihrer



Auffassung an die Meisterwerke des XVI. Jahrhunderts erinnern. Leider sind von dem kostbaren Stiche nur noch zwei Exemplare bis auf unsere Zeit gekommen; eines davon befindet sich im germanischen Museum zu Nürnberg, das andere im k. k. Kupferstichkabinet zu Wien.

Fast ebenso selten ist Peter Etterlins von Luzern: „Aronika von der loblichen Eydtenossenschaft, Ihr hartkommen Vnd iust seltsam strittenn vnd geschichten“. Um 1505 begonnen, erschien der schön gedruckte Folioband am Weihnachtstage 1507 bei Michael Furter (1490—1517) zu Basel. Außer der interessanten Abbildung des alten Luzerns sind in dem Werke zwei Holzschnitte enthalten, welche die Tellenjage und die Szene des Rütlichschwurs schildern. Es sind diese höchst lebendig aufgefaßten und glücklich durchgeführten Illustrationen die—theuesten Abbildungen, welche die beregten Sagen überhaupt wiedergeben. Sie sind die Stammütter unzähliger Bilder geworden, wie uns ein flüchtiger Blick in die bekannte Zieglerische Sammlung (auf der Stadtbibliothek Zürich) lehrt. Interessant ist es auch, daß Furter mehrere kleinere Stöcke aus dem 1471 gedruckten Büchlein, welche auf das Fest der Einsiedler Engelweihe erschien, verwendete und so den Anstoß zu mannigfachen wichtigen typographischen Vergleichen gab. Etterlins Werk erfreute sich lange einer großen Beliebtheit, bis es um die Mitte des Jahrhunderts durch ein großes Prachtwerk abgelöst wurde.

Wir meinen des Johannes Stumpff „Gemeiner Loblicher Eydgenossenschaft Stetten Land und Völkern Chronic-würdigen thaaten beschreibung.“ Die zwei gewaltigen Folio-bände, deren handschriftliches Original sich auf der Stadtbibliothek in Zürich befindet, erschien gegen Ende des Jahres 1547 bei Christof Froschauer; sie erlebten drei Auflagen (1586—1606). Johannes Stumpff (1500—1566), der Schwiegersohn des Chronisten Felix Brennwald, ein Badenser von Geburt und Pfarrer zu Stammheim, begann um 1543 seine Arbeit. Unterstützt durch die Notizen seines Verwandten und die bereitwilligst geliehene Hülfe des berühmten Gilg Tschudi konnte er schon am 16. Wintermonat 1546 die Widmung an den Stand Zürich erlassen, der sein Werk zensierte und dem Verfasser das Stadtbürgerrecht schenkte. Die Chronik enthält an zweitausend größere und kleinere Illustrationen, von denen viele für das Werk speziell geschaffen sind, während andere — nur als Lückenbüßer zu verwendende — einfach in den Satz gestopft wurden, ohne den weiteren Zusammenhang des Bildes mit



dem Texte zu beachten. So kam viel unnützes Zeug hinein und die zweite und dritte Auflage entbehrt denn auch des überflüssigen Wustes. Einige Holzstöcke werden heute noch von der Zürcher antiquarischen Gesellschaft aufbewahrt, weitaus die größte Zahl ist verloren gegangen, da sie auch für den Druck a. derer Werke — z. B. Gulers *Rhätia* (1616) — verwendet wurden. Gleich wie Stumpff bezw. die Künstler andere Illustrationen einfach kopierten (z. B. den Holzschnitt der die Schlacht von Dornach behandelt) so ist die Chronik ebenfalls die Vorlage für unzählige Nachahmungen geworden (z. B. Silberensens Chronik und Grassers Heldenbuch). Der künstlerische Wert ist schwer zu bestimmen, da mehrere Illustratoren an der Ausschmückung beteiligt waren. So finden sich neben einzelnen Bildern der sogenannten Holbein-Bibeln die in der Froschauerischen Offizin vorrätig waren, Schnitte, die wenigstens im Geiste des großen Basler Meisters aufgefaßt sind. Die Bilder der Schweizer-Städte, welche das Werk so wertvoll machen, sind aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Zürcher Maler Hans Asper gezeichnet worden. Auch er benutzte Vorlagen, wie dies z. B. aus der Abbildung von Zurzach hervorgeht, deren Original sich in einer Freske im Kloster zu Stein a. Rh. wiederfindet. Der Druck des Ganzen wurde leider überhastet, um die Bände möglichst bald auf den Markt zu bringen. Immerhin erscheint das Buch als ein Prachtwerk jener Zeit und gleichwie es ein Konkurrenzunternehmen von Seb. Münsters *Cosmographen* war, so erfreute es sich auch der größten Beliebtheit bei den reformierten Familien. Noch heute findet sich der „Stumpff“ gar nicht selten in gut bürgerlichen Häusern aufbewahrt, wo man ihn kaum vermuten sollte.

In inniger Verwandtschaft zu der Illustration, die die Schlacht von Sempach in der Stumpff'schen Chronik schildert und gleicherweise zu jener des Luzerner Schillings steht der große Holzschnitt des Berners Hans Rudolph Manuel (1525—1572) des Enkels des großen Niklaus Manuel Deutsch. Als Illustrator der *Cosmographen* und in Einzeldarstellungen hat Manuel mancherlei geleistet; sein Hauptwerk aber ist das erwähnte Blatt. Salomon Wögelin vermutet, daß die Vorlage für diesen Schnitt und für jenen in der Stumpff'schen Chronik vielleicht die Freske in der alten Schlachtkapelle von Sempach abgegeben habe. Damit stimmt überein, daß auch Schilling — freilich verkehrt — das gleiche Motiv wiedergibt. Anderseits aber kann man ganz gut behaupten, daß Manuel die Illustration in dem Werke von Stumpff ebenfalls geschaffen und für beide Schnitte das Luzerner Vorbild benutzt



habe. Der Künstler zeigt sich der großen Arbeit voll und gewachsen. Dem Geschmacke der Renaissance entsprechend, sind die Figuren sehr zierlich und gelect wiedergegeben. Winkelried erscheint uns in dem Augenblicke, da er die Spieße an sich raßt, im Übrigen ist die Auffassung historisch ziemlich getreu. Selbst bezüglich der Landschaft, die freilich noch etwas einfach und typisch gehalten ist, ist ein großer Fortschritt gegenüber den Arbeiten früherer Künstler zu erkennen. Auch dieser Schnitt ist heute sehr selten geworden, doch liegt er in einer verdankenswerten photographischen Vervielfältigung vor. Entstanden ist das Kunstwerk um 1551 und der Verleger war wohl Hans Schryenbrandt in Basel.

Auch eines Zürchers muß auf diesem Gebiete gedacht werden, des bekannten Christian Murer nämlich, des Sohnes von Jost Murer, dem Topographen, Formschneider, Kupferäzer, Maler, Glasmaler und Kartenzeichner erhielt der Künstler den ersten Unterricht durch seinen Vater. Achtzehn Jahre alt, ging er 1576 auf die Wanderschaft und nachdem er 1586 zurückgekehrt war, trat er 1600 in den Großen Rat seiner Vaterstadt, um 1611 Amtmann von Winterthur zu werden, woselbst er 1614 starb. Von ihm stammen neben dem berühmten „Emblemata“ (J. K. Wolff, Zürich 1622) die drei Stiche: Geschichte von Wilhelm Tell, die Ermordung Kaiser Albrechts und Scenen aus der Befreiung der Waldstätte, sowie eine „Bermannung an die Eidgenossenschaft“. Letzteres eine sinnbildliche Darstellung der Kraft, welche die Schweiz besitzt, sobald sie einig ist. Murer war ein Meister in der feinen Technik seiner Kunst und besonders verstand er sich auf die kraftvolle Modellierung der wirkungsvollen, lebendig gehaltenen Figuren. Seine Behandlungsart der Physiognomien, seine Kenntnis der Anatomie überraschen, wenn man sich dagegen hält, daß er die Perspektive völlig vernachlässigt und die Tiere auch bei ihm noch immer wahre Ungeheuer sind.

Weit moderner als Murer gibt sich der unglückliche Martin Martini aus Chur, den man wohl als einen Panoramamaler des XVI. Jahrhunderts bezeichnen kann. In den Verdacht der Fälschmünzerei geraten, mußte dieser merkwürdige Mann und bedeutende Künstler aus seiner Vaterstadt fliehen. Auch in Luzern wohin er sich wandte und woselbst er Ende 1593 Bürger ward, verfolgte ihn das Unglück. Schon 1601 sehen wir ihn durch seine Feinde vertrieben, Stadt und Land verlassen. 1602 in Altdorf beschäftigt, erhielt er 1606 das Bürgerrecht von Freiburg, um 1610 als Reisläufer in den Diensten Spinolas, also in Ober-Italien zu



sterben. Von ihm stammt das große Stadtbild von Freiburg und der Kupferstich „Die Schlacht bei Murten“, welche erst 1682 (100 : 38,5 cm) bei Quenz in Freiburg erschien.

Martini hat freilich nicht den Anspruch, ein Originalblatt geschaffen zu haben, er kopierte vielmehr die betreffende Illustration aus des Luzerner's Schilling Chronik, doch ist seine Technik ungemein exakt und sauber zu nennen. Nach Schenkein haben Schilling und Martini eine gemeinsame Quelle in einem auf dem Rat-  
hause zu Freiburg aufbewahrten Holzbild besessen. Leider ist dies Kunstwerk verloren gegangen und wir können nur noch feststellen, daß der Bündner Künstler manche neue Figur eingezeichnet und gestochen hat. Das Blatt schildert ebenfalls alle Phasen der Schlacht und der Belagerung von Murten im Brachmonat 1476 — es ist wie schon gesagt ein Panorama und das letzte Bild dieser Art, welches wir aus der guten Zeit der Schweizer Renaissance besitzen. — Ein Abzug des Stiches befindet sich unter Glas und Rahmen im Lesezimmer der Berner Stadtbibliothek, ein Denkmal der sauberen Arbeit des verschollenen Meisters.

## 2. Schweizer Miniaturen des XV. Jahrhunderts.

Der Plan ein schweizerisches Nationalmuseum zu errichten, hat die Augen weiterer Kreise der Bevölkerung auf die noch heute in den verschiedensten Ortschaften der Eidgenossenschaft aufbewahrten Kunstschätze gerichtet. Die Teppiche aus der Burgunderbeute, die Glascheiben der Zunftstuben und der Privatsfamilien, Bruckstücke aller Art, ganze Zimmereinrichtungen sind neben Rüstungen und Offensivwaffen an das Tageslicht gezogen worden. Auf dem so entstandenen „Repertorium“ der für eine umfassende Sammlung begehrenswerten Gegenstände mangeln nur noch die eigentlichen bildlichen Darstellungen, wie sie sich in den Chroniken vereinigt und auf einzelnen Blättern verstreut vorfinden. Die verschiedenen kantonalen und städtischen Bibliotheken besitzen einen reichen Schatz an solchen kulturhistorisch und militärisch wichtigen Bildern und Bilderansammlungen, doch darf wohl heute nicht der leise Wunsch geäußert werden, sie alle einmal in einem prächtigen Gebäude vereinigt zu sehen.

So muß vorläufig die Beschreibung der einzelnen Stücke an die Stelle der noch weit entfernten Zusammenfassung treten und aus diesem Grunde wagt es der Verfasser, dem Leser in den folgenden Spalten zunächst die illustrierten Originalhandschriften des



Zeitalters der Burgunder- und Italienerkriege nach dem Alter ihrer Entstehung in kurzen Zügen vorzuführen. Diese Manuscripte enthalten wohl die ältesten noch vorhandenen Abbildungen der verschiedenen Scenen aus der Schweizer-Geschichte. Sie wurden theils auf staatliche Bestellung hin angefertigt, theils durch Private geschaffen, welche für sich und den Familiengebrauch diese historischen Abhandlungen zusammenschrieben und mit farbenprächtigen Miniaturen ausschmückten. Fast jeder einzelne Band hat eigentümliche Schicksale erfahren und es ergreift den Beschauer bei dem Durchgehen ihres Inhalts ein gewisses — man möchte sagen — heiliges Gefühl vor dem Fleiße jener Männer, die neben dem Schwerte so wacker die Feder zum Ruhme des Vaterlandes und seiner Geschichte zu führen wußten. Das läßt über die Fehler der Zeichnung, den Mangel an Perspektive, die Einfalt des Verfassers wie des Künstlers gerne hinwegsehen.

Doch zur Sache!

Um das Jahr 1470 faßte der „eherenweste“ Berner Benedict Tschachtlan und sein Freund, der Berner Ratsherr Heinrich Dittlinger den Plan eine Schweizer Chronik zu schreiben. Vornehmlich die Geschichte der Vaterstadt seit ihrer Gründung nach Justinger ausführend, vernachlässigten die Autoren durchaus nicht die eigentümlichen Verhältnisse der anderen verbündeten Orte. So entstand bald ein stattlich Foliant von 1050 Oktavseiten (Ochsenkopfpapier) welche mit 225 Illustrationen der verschiedensten Größen ausgeschmückt wurde. Es sind nun diese Darstellungen nicht etwa als künstlerisch hochwertvolle Erzeugnisse aufzufassen, man hat es bei ihnen vielmehr mit naiven Schilderungen selbst erlebter Kriegsthaten zu thun. Hier wie überall sonst, spiegelt sich in den Miniaturen die Kultur der Zeit ab, in welcher der Künstler gerade lebte. Wenn er z. B. das Gefecht an der Schloßhalde schildert, so führen die Krieger doch die Tracht des XV. Jahrhunderts, auch bewerfen sie sich gegenseitig mit Kanonenkugeln. Tschachtlan, der vielleicht der Illustrator war, liebte ein fleißiges Ausführen seiner Bildchen, die ohne Randeinfassungen, mit leichten Federstrichen angelegt, durch richtige Schattierung und prachtvolle Farben ausgezeichnet sind. Die letzteren haben bis auf den heutigen Tag ihre Leuchtkraft behalten, da die Miniaturen mit einem konservierenden Firniß überzogen worden sind. Die einzelnen Figuren sind steife, oft turmhoch die Mauern der Städte überragende Ungeheuer; ihre Gesamtanordnung aber zeugt von ziemlicher Geschicklichkeit. — Die Chronik kam durch Erbschaft an die Familie



Stochar in Schaffhausen und von dieser anno 1702 als ein „seelgreth“ — wie die Notiz auf dem ersten Blatte besagt — an die Familie Ziegler in Zürich, welche sie der heimischen Stadtbibliothek (Msc. N. 120) überließ.

Zehn Jahre nach Tschachtlan begann der aus Solothurn stammende Stadtschreiber von Bern, Diebold Schilling, auf behördlich ausgesprochenen Wunsch hin, sein bekanntes dreibändiges Werk. Während das auf Papier geschriebene Original Exemplar, einst im Besitze des Schultheißen R. B. Erlach — als Spiezer Manuscript bekannt — erst 1888 in die Hände des bernischen Staates aus der Bürkischen Erbschaft gelangte, ist die überarbeitete Kopie seit 1484 schon öffentliches Eigentum geworden. Die Berner Stadtbibliothek bewahrt diese drei riesenhaften Folianten seit mehr als hundert Jahren auf. Wie der Rat der alten Zähringerstadt den Text begutachtete und „verbesserte“ so beeinflusste er auch die ganze Ausstattung des Werkes, welches mit unter die kostbarsten Gegenstände der Stadtlade gezählt ward. Deutliche Schrift und prächtige Initialen glänzen auf dem Pergament neben 600 rotumrandeten, meist sehr figurenreichen Illustrationen, welche bisweilen eine ganze Seite einnehmen. An der Ausführung der Darstellungen haben sich mehrere Künstler bethätigt, auch verwendeten sie in Kopien die Bilder der Tschachtlan'schen Chronik. Der Fleiß ist in Hinsicht auf die beiden ersten Teile als ein geradezu außerordentlicher zu bezeichnen, im dritten jedoch nimmt die tüchtige Durcharbeitung der Anlagen bedenklich ab, als hätten die Künstler durchaus einen bestimmten Termin für die Ablieferung einhalten müssen. Desto herrlicher ist die Farbenpracht. Besonders wurden Blau, Rot, Grün, Gold und Silber für die Ausmalung der in klaren bestimmten Federumrissen, und mit kräftigen Pinselstrichen schattierten Figuren, verwendet. Der dritte Band schildert die Ereignisse der Burgunderkriege mit einer Treue und einer Lebenswahrheit wie wohl kein anderes Werk. Neben den Kampfszenen bildet der Künstler, der gewiß selbst bei Grandson und Murten mitgefochten hatte, seine Erlebnisse im Feldlager ab, die häufig so drastisch aufgefaßt sind, daß sie selbst das Gefühl jener urwüchsigsten Zeit beleidigt haben. (Es geht dies aus den Übermalungen verschiedener anstößiger Partien hervor.) — Mit Vorliebe werden auch Naturereignisse vorgeführt, besonders gut die Schlaglauen, und endlich fehlt die Satyre nicht ganz, denn die Walliser z. B. müssen sich entsetzlich unförmliche Köpfe und dicke Hälse gefallen lassen.



Die kurze Periode da sich die Schweiz nach den Burgunderkriegen zum Range einer Weltmacht erhob, ist für die Schilderung der Landesgeschichte und für ihr Studium eine ungemein befruchtende gewesen. Zur gleichen Zeit, da Schilling an der Aare die Geschichte Berns schrieb, saß an der Limmat ein Mann, um die neuesten Thaten der Zürcher der Nachwelt aufzuzeichnen und zu illustrieren. Es war niemand geringeres als Gerold Edlibach (1454—1530), der Stieffsohn Hans Waldmanns, damals Einsiedler, Stiftsammann und Ratsherr der Stadt. Seine Chronik die vor allem wichtig für die Zeit des alten Zürichkrieges erscheint, enthält an 500 Folioseiten mit 125 Illustrationen und wird auf der Stadtbibliothek aufbewahrt. Es existiert auch eine — einst im Besitze des Bürgermeisters Heidegger befindliche Kopie, die 240 Illustrationen aufweist. Sie soll der Sage nach von einem gleichzeitig mit Edlibach lebenden Stadtknecht geschrieben und ausgeschmückt worden sein, doch läßt es sich kaum glauben, daß ein Polizeisoldat des XV. Jahrhunderts jenen hohen Grad des Könnens besessen habe, wie es uns die Kopie Schritt für Schritt entgegenzutreten läßt. Übrigens führt das Manuskript die Ereignisse bis 1506, während der eigentliche Autor mit seinen Berichten nach dem Waldmannhandel fast gänzlich aufhörte.

Edlibachs Original-Arbeit steht mit jener, welcher der noch zu besprechende Specker lieferte, auf der tiefsten Stufe des künstlerischen Dilettantismus. Da sind die Umrisse in der plumpten Weise angelegt, und mit grellen Farben ausgemalt, die Tiere vollends gleichen wirklichen Ungeheuern — die Bedute endlich erscheint ähnlich den Bäumchen wie sie die modernen Spielfästen der Kinder enthalten, spitz, kegelförmig, gleichmäßig grün koloriert. Mit Vorliebe werden Haupt- und Staatsaffären, Kriegserlebnisse und Hinrichtungen geschildert. Bei den letzteren berührt es angenehm, daß Edlibach nicht die raffinierte Grausamkeit kennt, welche die Illustration von Stumpffs Prachtchronik (1546) auf ähnlichen Bildchen so gerne veranschaulichen.

Im übrigen ist der Zürcher auch nicht der Einzige, welcher mehrere Momente eines zusammenhängenden Geschehnisses, z. B. einer Schlacht, auf dem gleichen Bogen verewigt. Die naive Zeit ging eben von dem Gedanken aus, daß das Papier nun einmal bis auf das letzte Fleckchen ausgenützt werden müsse. Eigentümlich ist es dabei, daß nur verhältnismäßig wenige Darstellungen auf das intimere Leben des Volkes Bezug nehmen; höchstens daß einmal ein Ratssaal, ein gräfliches Zimmer, ein Marktplatz vorgeführt



werden. Freilich reizte auch die volle Öffentlichkeit den Künstler von damals mehr, als dies wohl heute der Fall sein dürfte; denn besondere Sorgfalt wurde auf die Wiedergabe aller architektonischen Formen gelegt. So exzelliert Edlibach durch genaue Schilderung der ihm bekannten topographischen Verhältnisse; Zürich und Baden und ferner die Orte am See sind stets gut zu erkennen; wenngleich auch hier wieder die naive Auffassung des Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Da wird z. B. der „Chrasturm“ auf dem Zürichberg von den Eidgenossen umgerissen! Nun möchte der Stiftsammann gar zu gern seine geliebte Vaterstadt bei dieser Gelegenheit ebenfalls auf das Papier bringen. Alle Häuser zu zeichnen, würde aber wegen des steten erbitterten Kampfes mit der bösen Perspektive nicht angehen, Gerold Edlibach begnügt sich also mit der Darstellung eines Erkers und des Chores vom Grossmünster und erreicht dadurch sein Ziel vollkommen.

Die Kopie der Edlibachschen Chronik ist wahrscheinlich durch einen Künstler von Beruf illustriert worden. Zunächst hat er sich noch ziemlich sklavisch an sein Vorbild gehalten, dann aber geht er bald zu eigentlich originalen Entwürfen über, die flott skizziert und flüchtig mit leichten Schatten versehen einen vorzüglichen Eindruck machen. Selbst die Anfänge der Perspektive sind vorhanden und die landschaftliche Bedeute läßt wenigstens ein schwach empfängliches Auge ahnen. Diese Kopie enthält mehrere Merkwürdigkeiten. Im Anhange derselben finden sich nämlich neben 62 Abbildungen von — im Schwabenkriege eroberten — Geschützen, 47 Illustrationen, die mit jenen der gedruckten (Holzschnitt) Reimchronik des Niklaus Schradin (Sursee 1500) in der Anlage völlig übereinstimmen und nur skizzenhafter in der Ausführung behandelt sind. Vielleicht hat der gleiche Künstler seine Hand den beiden erwähnten Werken geliehen, vielleicht sind die Illustrationen der Edlibachschen Kopie die Originalien der Schradinschen Holzstöcke. Wer kann das genau entscheiden?

Den Beschluß der Reihenfolge dieser Menge an Darstellungen bilden endlich jene drei Abbildungen von Szenen des großen Zürcher Schützenfestes von 1504, welches der Glanzpunkt aller friedlichen Vereinigungen der alten Eidgenossenschaft war. Auch verläugnet es sich nicht die lebendige Auffassung des wackern Zeichners, dessen Werk hinsichtlich der erwähnten Tugend zu den besten jener Zeit gerechnet werden muß.

Tief unter ihm steht der Königsfelder Sakristan Clemens Specker, dessen um 1480 nach einer österreichischen Chronik fo-



piertes Werk die Berner Stadtbibliothek aufbewahrt. Der dünne Band enthält 25 Illustrationen, unter denen die Ermordung Albrechts I., die Hinrichtung des Herrn von Wart und die Schlacht bei Sempach die wichtigsten sind. Letzteres Bild findet sich übrigens in von Liebenaus gleichnamiger Festschrift facsimiliert. Nach diesem Autor ist dies Bild „wahrscheinlich die Nachbildung einer auf Holz gemalten Darstellung der Schlacht, die nach dem Zeugnisse Burglechners noch im XVII. Jahrhundert vorhanden war.“ — Die Kunst der Aargauer Geistlichen ist sehr gering zu nennen, die steif mit der Feder entworfenen Umrisse schmücken aber leuchtende Farben, und das in dem Werke enthaltende Bild Leopolds III. macht jedenfalls einen gewissen Anspruch auf Porträtähnlichkeit und seine Vorlage wird wohl auch in dem Gräberkloster zu suchen sein.

Ein Mitbruder Speckers im Dienste der Kirche war der Mann, der die schönste aller Handschriften dieser Art verfertigte. Freilich ward seine Arbeit erst um 1509 vollendet, doch ist sie noch völlig im Geschmacke des XV. Jahrhunderts aufgefaßt. Es ist die Chronik des Luzerner Diebold Schilling, der, ein Sohn des Unterstadtschreibers Johannes S. als Kaplan bei St. Peter die Burgunderkriege und den denkwürdigen Tag von Stans mitmachte, über welchen er ja gerade das hellste Licht verbreitet hat. Schilling starb zwischen 1518—1522. Er schrieb diesen 341 Großfolio-Bergamentblätter enthaltenden Band, den heute die Luzerner Stadtbibliothek aufbewahrt, wohl im Auftrage der Regierung. Das erste Bild unter den 454 von verschiedenen Künstlern ausgeführten Darstellungen zeigt den Autor, wie er bescheiden dem hohen Rat sein Werk vorlegt. Die Illustrationen sind mit kräftigen Federstrichen konturiert und mit Deckfarben ausgemalt, endlich auch mit prächtigen, im Renaissancegeschmack entworfenen Rändern umgeben. In der Schillingschen Chronik kommen besonders kulturhistorische Szenen aller Art zur Geltung, wenngleich natürlich die Schlachtenbilder stets den Vorrang gegenüber den anderen Darstellungen haben. Interessant ist es dabei, daß einerseits der seltene Holzschnitt der Schlacht von Dornach (Georg Erni, Basel, 1499) als Vorlage für das entsprechende Bild der Chronik verwendet wird, während anderseits der betreffende Künstler, welcher die Schlacht bei Sempach abbildete, — das bezügliche Folioblatt ist leider sehr lädiert — und H. R. Manuel, dessen bekannter Holzschnitt 1551 erschien, jedenfalls eine gemeinsame Vorlage vielleicht das Freskogemälde in der Schlachtkapelle gehabt haben.



So mag noch manches in den verschiedenen Handschriften enthalten sein, das sich als Kopie älterer Darstellungen auffassen läßt; es ist aber nicht leicht möglich, heute noch den absoluten Beweis dafür zu erbringen, ob wir es in dieser Hinsicht mit eigentlichen Originalien oder nicht, zu thun haben.







## XII.

### Weiteres aus den Tagungsabschieden.

---

Es sind kaum 95 Jahre her, daß die letzte Tagung der alten Eidgenossenschaft der XVIII in Frauenfeld abgehalten wurde und dennoch muten uns jene Sitzungen als etwas längst vergangenes an. So nüchtern und einfach wie die Bundesversammlungen in unseren Tagen eröffnet werden, so feierlich und pomp- haft ging es vor einem Jahrhundert an der ersten Sitzung der Tagherren zu.

Regelmäßig gegen Anfang des Neumonds kamen die Gesandten der hohen Stände und ihrer verehrlichen Zugewandten in der Haupt- stadt des Thurgaus zusammen, um vieles zum Wohle des Vater- landes zu besprechen und nur wenig zum Beschluß zu erheben. Denn darin lag gerade die Unbeholfenheit dieser Ver- sammlung, daß deren Mitglieder, von der heimatlichen Regierung mit Instruktionen ausgerüstet, nur in seltenen Fällen ein bestimmtes „Ja“ oder „Nein“ vorbringen konnten. Gewöhnlich wurde ein Antrag einzig „ad referendum“ genommen, mit anderen Worten man setzte fest, den Anzug nach Hause zu melden, um auf dem nächsten Tage die Meinung darüber verlauten zu lassen.

Dann gehörte es zu den gewöhnlichen Vorkommnissen, daß eine oder mehrere der Gesandtschaften — besonders jene der kleineren Stände — diesen Punkt in ihrer Instruktion vergessen hatte, wo- durch natürlich die Abstimmung über das Traktandum vereitelt ward. Ein Beispiel für diese Verschleppungen von endloser Dauer bietet z. B. das Linthescherunternehmen, das seit dem Beginne der achtziger Jahre stets auf der Liste zu finden ist. Nicht selten fielen auch die Tagungsaktanden einfach vom Verwaltungstische herab und verschwanden für immer aus den Abschieden der Protokolle. Mit dieser Langsamkeit stand das durchaus nicht kurzweilige Zere- moniale bei den Sitzungen im Einklange. Nach den einleitenden,



gegenseitigen Anstandsbesuchen, die nicht allzusehr ausgedehnt wurden, fuhr man in einer schönen Carosse und begleitet von den Überreutern, den Waibeln zu Pferde, die den Standesmantel tragen, zu dem Sitzungsgebäude, woselbst der weitläufige Empfang durch den Landvogt geleitet wurde. Noch pomphafter ging es zu, soferne der Besuch eines Gesandten etwa des französischen zu erwarten stand. Es heißt bei einer solchen Gelegenheit: „Die Legationssekretäre fragen bei der Exzellenz um die Stunde der ersten Visite an, welche nach Belieben gestattet wird. Demzufolge verfügen sich die Gesandten in Begleit der Standesfarbe zu dem Hotel, wo sie beim Portale von einem Gesandtschaftsattaché vor der inneren Thüre von drei anderen Cavalieren und innerhalb derselben von dem Ambassaden selbst empfangen werden. Dieser schreitet neben ihnen zur Rechten durch die Antichambre in welcher die Vivrée (Dienerschaft) paradiert, in das Zimmer, läßt sich in den obersten der gegenüberstehenden Sessel nieder, die Gesandten in die Übrigen, die Suite auf Sesseln längs der beiden Seiten des Zimmers. Nach einer allgemeinen kurzen Unterhaltung beurlaubt man sich und wird auf die gleiche Weise zurückbegleitet. Am nämlichen Morgen legt der Ambassador den Gegenbesuch ab. Er kommt in einer zweispännigen Kutsche gefahren vor welcher vier Diener (es sind wahrscheinlich Läufer gemeint) hergehen. Beim Aussteigen wird die Exzellenz von den Gesandten empfangen und nachher wieder zur Kutsche zurückgeleitet. Natürlich galt eine solche Höflichkeit nur dem anerkannten Ambassador; denn als im Jahre 1792 nach dem blutigen 10. August das Gerücht auftauchte, Kommissäre des revolutionären Konvents würden eine Audienz bei der Tagsatzung nachsuchen, war man in Verlegenheit wie man solche empfangen solle. Wirklich hat ja mehrere Jahre hindurch ein offizieller Verkehr mit der französischen Republik geruht und einzig der Liebenswürdigkeit Zürichs ist es zu danken gewesen, daß Barthélemy sich in seiner eigentümlichen Stellung als „Privater Diplomat“ halten konnte. Freilich gab er in Allem so viel als thunlich nach um als einziger Gesandter Frankreichs im Auslande seiner Regierung auch in nicht schweizerischen Angelegenheiten dienen zu können.

Erst das Jahr 1797 und die Erniedrigungen die es für die Eidgenossenschaft mit sich brachte, ermöglichte es Mengaud an den Sitzungen der außerordentlichen Tagsatzung (in Aarau) teil zu nehmen.

Auch der Saal, in dem die Beratungen gepflogen wurden, entbehrte nicht einer besondern Einteilung. Übrigens muß er nicht



sehr prächtig ausgestattet gewesen sein, denn 1789 wird berichtet, „daß sich die gemeineidgenössische Session unter großem Zulaufe von Fremden auf dem Rathhause in einem ziemlich geräumigen Zimmer versammelt, welches besser möbliert ist als das bisherige.“

Die Plätze waren einer strengen Rangordnung gemäß folgendermaßen verteilt: Zu oberst an der Breitseite des Lokals saßen die Gesandten des Vororts Zürich, denen die Leitung der Verhandlungen zukam. Neben ihnen zur Linken stand ein Sessel, auf dem ein etwa anwesender fremder Botschafter Platz zu nehmen hatte. Ihnen gegenüber an der Eingangsseite hielten sich die Gesandten von Appenzell, des Abts und der Stadt von St. Gallen, wie jener der kleinen Republik Biel auf. Hinter ihnen saßen der abwartende Landvogt und die Sekretäre zum Führen des Protokolls aus dem dann die „Abschiede“ zusammengestellt wurden, welche die heimreisenden Gesandten erhielten. Rechts von Zürich auf der Langseite folgten Bern, Luzern, Uri und Schwyz, diesen gegenüber Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und dahinter Unterwalden, Zug und Glarus.

Die Verhandlungen wurden mit der sogenannten „eidgenössischen Grußfeierlichkeit“ begonnen. Man verstand darunter die Anreden, die die Gesandten sprachen, und in die möglichst viel Schwung gelegt ward. So wünschte der Landammann Bischofberger von Appenzell 1789, „daß Helvetien sich an Vaterlandsliebe, Tugend und Redlichkeit wie Polypen an die Felsenstücke anklammern möchte.“ Mit dem folgenden Jahre traten nun schon die französischen Beziehungen in den Vordergrund und merkwürdig genug ist es, daß damals Unterwalden zu verstehen gab, „es glaube, die Franzosen strebten nach dem Guten, welches unsere Vorfäter mit dem Schwerte in der Faust erstritten haben.“ Natürlich fielen auch bei derartiger Gelegenheit kräftige Worte gegen die Jakobinischen Neufrauken, besonders ist es Freiburg, das sich durch seine Epitheta auszeichnete. Schon 1790 erklärte es die Philosophie der Encyklopedisten als „verdammte“ und vom folgenden Jahre erfahren wir, daß Herr Seckelmeister Müller einen verworrenen Aufsatz vorlas über die gottlose und, wie er sagte, „aus der Hölle geflüchtete Philosophie.“ Wie dieser Seuche Einhalt zu thun sei, konnte er zwar nicht deutlich erklären und zeigen, ermahnte aber zur Thätigkeit, da Gott selbst gesagt habe: „Helfet Euch so will ich Euch helfen.“

Erster als diese Plänkereien muß der Ausspruch Uris erscheinen, das 1797 angesichts des drohenden Einmarsches der Franzosen feierlich erklärte: „Wir wollen mit Euch stehen und sterben.“



Leider haben die schweren Stunden im Grauholz und bei Neuenegg dieses schöne Versprechen Lügen gestraft. Neben den gemeineidgenössischen Verhandlungen tagten auch die Sonderkonferenzen der katholischen sich in ihren Sitzungen auch mit dem Zeitungswesen.

So hatte 1787 die Hurter'sche Schaffhauserzeitung, ganz in dem Sinne der Josephinischen Aufklärung, über die Abschaffung des Weihwassers, den heiligen Vater und ein Wunder geschrieben. Dies veranlaßte zu klagen, und es steht zu vermuten, daß die Censur dem Zeitungssteller das hochobrigkeitliche Mißfallen ausgesprochen habe. Übrigens vertrugen sich die beiden Konfessionen recht gut mit einander, man besuchte sich gegenseitig, und aus dem Jahre 1795 wird berichtet, „man habe auf Veranstaltung der Gesandtschaft des Abtes von St. Gallen, die Mittagsmahlzeit bei den Kapuzinern in Frauenfeld eingenommen.“ Hinzugefügt wird noch „ein Gastmahl, das in dieser Ausdehnung der Gesellschaft hier noch niemals stattgefunden hat, indessen mit munterer Laune genossen ward und zu seiner Vollkommenheit nur besserer Witterung bedurft hätte, um sich von dem Dampfe der Speisen und der Kleidung der geistlichen Herren in ihrem angenehmen Ausgelände erholen zu können.“

Übrigens berichten uns die Protokolle die persönlichsten An-  
gelegenheiten der verschiedenen Ehrengesandten. Eine Art von enfant terrible muß unstreitig der Landammann von Innerrhoden, Herr Bischofberger, gewesen sein; denn 1784 mußte er als verwirrt im Kopfe — er hatte z. B. eines Nachmittags die Beine zum Fenster hinaushängen lassen — nach Hause geschickt werden. Vier Jahre später vergleicht er die Eidgenossenschaft mit dreizehn Bienenkörben, wovon drei voranstehen (die Urkantone). Daraufhin erlaubte sich einer die Frage, wohin dann die zugewandten Orte kämen und erhielt von einem Witzbolde die Antwort, daß z. B. der Abt von St. Gallen unter die Flügel von Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus gehöre — er sei ja nur mit diesen Ständen verbündet. Jedenfalls muß dieses geistreiche Wort sehr belangreich befunden worden sein, da sonst die Sekretäre wohl schwerlich eine entsprechende Notiz aufgenommen haben würden. Die Ausgaben für die Tagfakung, die auf ein gemeinschaftliches Conto genommen wurden, waren nicht gering; so wurden 1792 für die Zeit vom 1. bis 27. Heumonat an 1700 Gulden berechnet.

Unter den einzelnen Posten figurieren die Paradewacht in Zürich und Winterthur mit zweimal 3 fl 20 s, das Kapuzinergeschenk 4 fl 20 s, den Musikanten und Merkwürdigkeiten 3 fl 20 s, dem Landschreiber 10 fl, Tabak 17 fl 20 s, Thee und Kaffee



28 fl 20 s, Wein 50 fl, Bewirtung 1011 fl. — Freilich ist dabei zu bemerken, daß eine übergroße Zahl Trinkgelder an dem Beutel der Tagherren zehrten, die selbstverständlich nicht von der persönlichen kargen Besoldung derselben übernommen werden konnten.

Im Jahre 1797 fand die letzte Tagjazung in Frauenfeld statt. In den Eingangreden wurde des friedlichen Glückes der Eidgenossenschaft während des verflossenen Koalitionskrieges gedacht und die Hoffnung ausgesprochen, daß das Vaterland gleich Davids Burg auf Zion allen Stürmen Troß bieten möchte.

Schon neun Monate später tagte die Repräsentanten-Versammlung der helvetischen einzigen und unteilbaren Republik in Marau; ein neues Zeitalter war für die Schweiz angebrochen.

















## **Verlag von Th. Schröder, Zürich:**

**Eccarius-Sieber, A., Der Klavierunterricht wie er sein soll.**

Fr. 2.—. Mt. 1.60. Ein musikpädagogisches Buch ersten Ranges, welches jeder Familie, in der Klavier gespielt wird, jedem Klavierlehrer und jedem sich für Klaviermusik Interessierenden sehr zu empfehlen ist.

**Henckell, Karl, Moderne Dichterabende, Zwanglose Bitaten-**

**plaudereien.** Fr. 2.—. Mt. 1.60. Der Verfasser, selbst einer der genialsten Dichter der Neuzeit, behandelt in diesem Werkchen die neue deutsche Litteraturströmung an Hand von Proben aus den Arbeiten der zeitgenössischen Dichter.

**Tötscher, Dr. G., Spezialarzt, Wie erhält man seinen Magen**

**gesund? Eine Hygiene des Magens.** Fr. —.80. Mt. —.60.

Ein vortreffliches Buch, welches in kurzer Zusammenfassung die richtige Behandlung des Magens darstellt. Es verdient die weiteste Verbreitung, weil es gewiß manchem Leidenden die ersehnte Hilfe bringen könnte.

**Morgenstund hat Gold im Mund, Anleitung zum frühen**

**Aufstehen. Jedermann, insbesondere den Kurbedürftigen gewidmet.** Fr. 1.—. Mt. —.80.

Dieses Büchlein gibt gute Ratschläge, wie man sich an das Frühaufstehen gewöhnen kann und liefert den Beweis, daß das Frühaufstehen für das leibliche wie geistige Wohlbefinden nicht nur nützlich, sondern notwendig ist.

**Tolstoi, Graf Leo, Soldatenpflicht. Nach dem russischen**

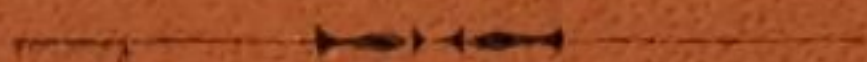
**Manuscript.** Fr. 1.—. Mt. —.80. Ein allerneuestes sensationelles

Geistesprodukt des berühmten Schriftstellers. Mit flammenden Worten bekämpft er die allgemeine Wehrpflicht und schildert derart in ergreifender Weise das Elend russischer Strafbataillone.

**Wie wir uns fanden, Eine Sammlung von 50 auserlesenen**

**Verlobungs- und Herzensgeschichten.** Gebunden. Fr. 5.25.

Mt. 4.—. Der gesamte Inhalt dieses Buches besteht aus Herzensromanen, nicht wie sie erfonnen, sondern wie sie wirklich erlebt wurden. Dieses Werk gehört in jede Familien-Bibliothek und jeden Salon.







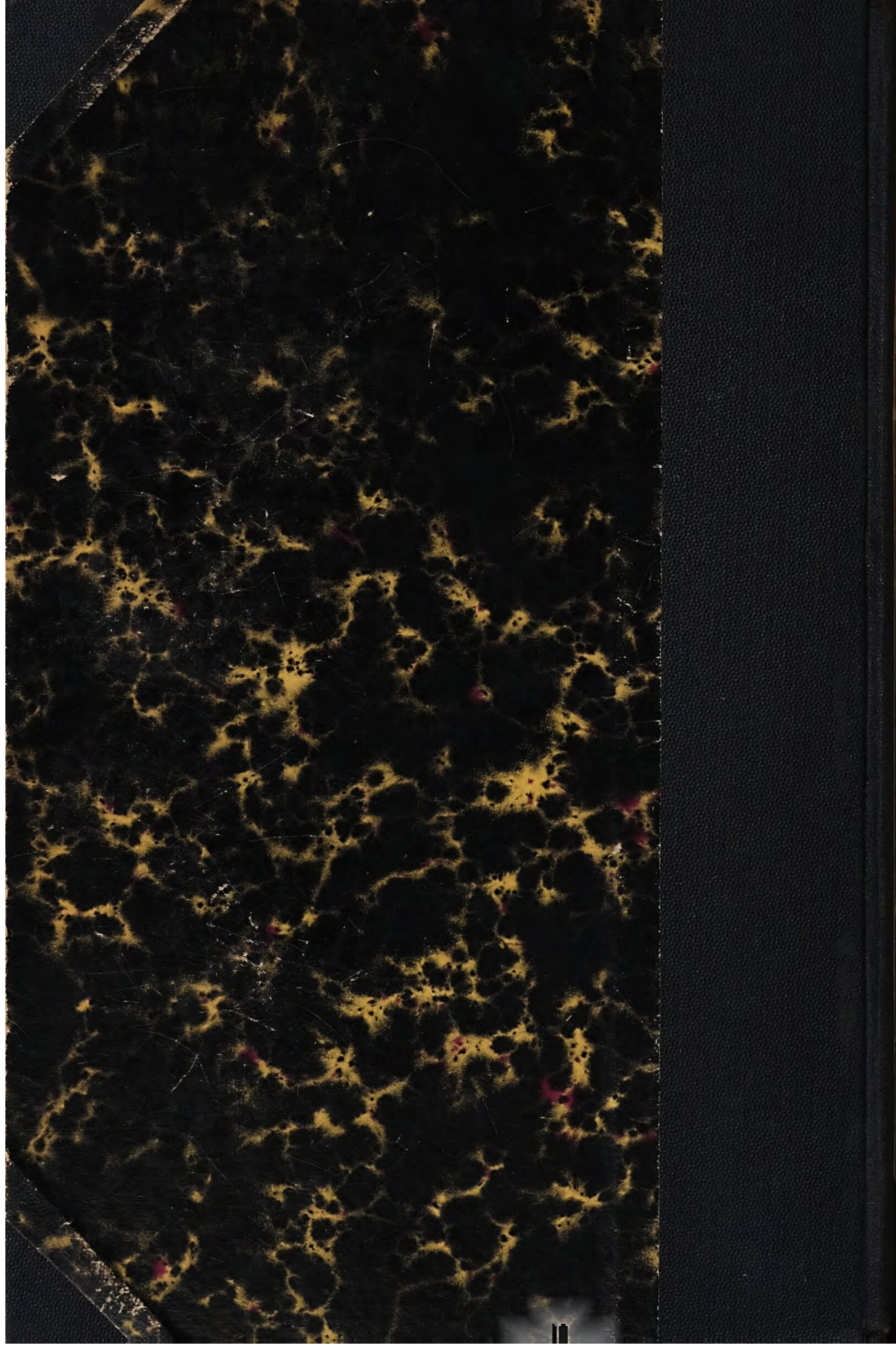






Bögl







Günther, Reinhold

Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz

Zürich u. Leipz. 1896

Helv. 356 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11811711-9